

Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Buchmendei.

Eine Erzählung von Stefan Zweig.

Von Stefan Zweig erscheint in den nächsten Tagen in der „Neuen Freien Presse“ ein Band Erzählungen „Kleine Chronik“, von denen wir die noch unveröffentlichten unseren Lesern bieten können.

Wieder einmal in Wien und heimkehrend von einem Besuch in den äußeren Bezirken, getrieht ich unvermutet in einen Regenguß, der mit nasser Peitsche die Menschen hartig in Hausstore und Unterstände jagte, und auch ich selbst suchte schleunig nach einem schützenden Dörmir. Glücklicherweise wartet nun in Wien an jeder Ecke ein Kaffeehaus — so flüchtete ich in das gerade gegenüberliegende mit schon tropfendem Hut und arg durchnässten Schultern. Es erwies sich von innen als Vorstadtkaffee hergebrachter, fast schematischer Art, ohne die neumodischen Attrappen der Deutschland nachgeahmten innerstädtischen Kaffeehäuser, altwägenischer bürgerlich und vollgefüllt mit kleinen Leuten, die mehr Zeitungen konsumierten als Gebäck. Feht um die Abendstunde war zwar die ohnehin schon stidige Luft mit blauen Rauchkringeln dick marmoriert, dennoch wirkte dies Kaffeehaus sauber mit seinen sichtlich neuen Samtsofa's und seiner aluminiumhellen Zählkaffe: in der Ecke hatte ich mir gar nicht die Mühe genommen, außen seinen Namen abzulesen, wozu auch? Und nun sah ich warm und blidete ungeduldig durch die blauüberlöschten Scheiben, wann es dem lästigen Regen belieben würde, sich ein paar Kilometer weiter zu verziehen.

Unbeschäftigt sah ich also da und begann schon jener trüben Passivität zu verfallen, die markotisch jedem wirklichen Wiener Kaffeehaus unsichtbar einströmt. Aus diesem leeren Gefüll blidete ich mir einzeln die Leute an, denen das künstliche Licht dieses Rauchraumes ein ungesundenes Grau um die Augen schattete, schaute dem Fräulein an der Kaffe zu, wie sie mechanisch Zucker und Pfeffer für jede Kaffeetasse dem Kellner ausstelte, las halbnoch und unbewußt die höchst gleichgültigen Plakate an den Wänden, und diese Art Verdrumpfung tat beinahe wohl. Aber plötzlich ward ich auf merkwürdige Weise aus meiner Halbträgerei gepannt, irgendeine innere Bewegung begann unbestimmt unruhig in mir, so wie ein kleiner Zahnschmerz beginnt, von dem man noch nicht weiß, ob er von links, von rechts, von unten oder oben den Geißel seinen Ausgang nimmt, nur ein dumpfes Spannen füllte ich eine geistige Unruhe. Denn plötzlich — ich hätte es nicht sagen können, wodurch — wurde mir bewußt, hier mußte ich schon einmal vor Jahren gewesen und durch irgendeine Erinnerung diesen Wänden, diesen Stühlen, diesen Tischen, diesem fremden rauchigen Raum verbunden sein.

Aber je mehr ich den Willen vortriebe, diese Erinnerung zu fassen, um so beschwerter und glücklicher wich sie zurück — wie eine Quelle ungenüß leuchtend aus dem untersten Grund des Bewußtseins und doch nicht zu greifen, nicht zu packen. Vergeblich klammerte ich den Blick an jeden Gegenstand der Einrückung; gewiß, manches kannte ich nicht, wie die Kaffe zum Beispiel mit ihrem klirrenden Zahlungsaufzählern, und nicht diesen braunen Bambelag aus solchem Palisanderholz, alles das mußte erst später aufgenommen worden sein. Aber doch, aber doch, hier war ich einmal gewesen vor zwanzig Jahren und länger, hier hatte etwas mich stark beschäftigt und angepannt, hier heftete, im Unsichtbaren verstreut wie der Nagel im Holz, etwas von meinem eigenen, längst überwachsenden Ich. Genastlich streckte und stieß ich alle meine Sinne vor in den Raum und gleichzeitig in mich hinein — und doch, verdammt! ich konnte sie nicht erreichen, diese verschollene, in mir selbst ertrunkene Erinnerung.

Ich ärgerte mich, wie man sich immer ärgert, wenn der eigene Leib dem Willen nicht gehorcht, wenn irgendein Verlangen einen die Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit unserer geistigen Kräfte gewahr werden läßt. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf, diese Erinnerung doch noch zu erreichen. Nur einen winzigen Faden, das wußte ich, mußte ich in die Hand kriegen, um dies im Schlamm des Vergessens Verstreute herauszuholen, denn mein Gedächtnis ist sonderbar geartet, gut und schlecht zugleich, einerseits treu und eigemüßig, aber dann wieder unbefriedigbar getreu. Es schludert das Wichtigste, sowohl an Geschehnissen als an Gesichtern, an Gelegenheiten wie an Erlebnissen willig hinab in seine Dunkelheiten und gibt nichts aus dieser Unterwelt ohne Zwang, bloß auf den Ruf des Willens heraus. Aber nur den sichtigsten Fall muß ich fassen, eine Ansichtskarte, ein paar Schriftzüge auf einem Briefkuvert, ein verträuchertes Zeitungsausschnitt, und sofort rückt das Vergessene wie an der Angel der Fingerring aus der dümmel stromenden Fläche völlig lebhaft und sichtlich wieder hervor. Jede Einzelheit weiß ich dann eines Menschen, einer Landschaft sofort wieder, die Farbe seiner Pupille und seinen Mund und im Mund wieder die Zahnlidie links bei seinem Lachen und den drückigen Tonfall dieses Lachens und was dabei der Schnurrbart ins Lachen kommt und wie ein anderes, neues Antlitz heraus-tauscht aus diesem Lachen — alles das sehe ich dann sofort in völliger Vision und weiß auf Jahre zurück jedes Wort, das dieser Mensch mir jemals erzählt. Immer aber beharrt ich, um Vergangenes sichtlich zu sehen und zu fühlen, eines

sinnlichen Anreizes, eines winzigen Festrats aus der Wirklichkeit. So schloß ich die Augen, um angestrengter nachdenken zu können, um jenen geheimnisvollen Angelhaken zu formen und zu fassen. Aber nichts! Abermals nichts! Verschüttet und vergessen! Und ich erlitterte mich derart über den schlechten eigemüßigen Gedächtnisapparat zwischen meinen Schläfen, daß ich hätte mit den Fingern nur die Stirne schlagen können, so wie man einen verdorbenen Automaten anrüttelt, der widerrechtlich das Geforderte zurückbehält. Nein, ich konnte nicht länger ruhig sitzen bleiben, so erregte mich dieses innere Verlangen, und ich stand vor lauter Wut auf, mir Luft zu machen. Aber sonderbar — kaum ich die ersten Schritte durch das Lokal getan, da begann es schon, flirrend und flunkelnd, dieses erste phosphoreszierende Dämmern in mir. Rechts von der Zählkaffe, erinnerte ich mich, muß es hinübergehen in einen fensterlosen und nur von künstlichem Licht erhellen Raum. Und tatsächlich: es stimmte. Da war es, anders tapetiert als damals, aber doch genau in den Proportionen, die in seinen Konturen verhältnismäÙig rechtliche Sinterzimmer, das Spielzimmer. Injunktiv sah ich mich um nach den einzelnen Gegenständen mit schon freudig vibrierenden Nerven (gleich würde ich alles wissen, fühlte ich). Zwei Billards lungerten groß und verlassen darin, in den Ecken hockten ein paar Eßstidliche, an deren einem zwei Hofräte oder Professoren Schach spielten. Und in der Ecke, knapp beim eisernen Ofen, dort, wo man zur Telephonzelle ging, stand ein kleiner vieredriger Tisch. Und da blidete es mich plötzlich durch und durch. Ich wußte sofort, sofort, mit einem einzigen, heißen, beglückert erschütterten Auck: mein Gott, das war ja Mendels Platz, Jakob Mendels, Buchmendels, und ich war nach zwanzig Jahren wieder in sein Hauptquartier, in das Café Glück in der oberen Alsterstraße, geraten. Jakob Mendel, wie hatte ich ihn vergessen können, jo unbegreiflich lange, diesen sonderbarsten Menschen und jagendhaften Mann, dieses abseitige Weltwunder, beridmt an der Univerfität und einem engen ephemerischen Kreis — wie ihn aus der Erinnerung verlieren, ihn, den Magier und Mafiler der Bücher, der hier täglich unentwegt sah vom Morgen bis Abend, ein Wahrzeichen des Wissens, Ruhm und Ehre des Café Glück!

Und nur diese eine Sekunde lang mußte ich den Blick nach innen wenden, hinter die Lider, und aufstieg schon aus dem bildnerisch erhaltenen Blut seine unverkennbar, plastische Gestalt. Ich sah ihn getreu jo, wie er dort immer sah an den vieredrigen Tischen mit der grauschmutzigen Marmorplatte, der allseitig mit Büchern und Schriften überhäuft. Wie er dort unentwegt und unerschütterlich saß, den bebrillten Blick unentwegbar starr auf ein Buch gefestigt, wie er dort sah und im Lesen summend und brummend seinen Körper und die schlecht polierte ledige Glaze vor und zurück schaukelte, eine Gewohnheit, mitgebracht aus dem Cheder, der jüdischen Kleinkinderschule des Stens. Hier an diesem Tisch und nur an ihm las er seine Kataloge und Bücher, wie man ihn das Lesen in der Lalmidische gelehrt, leise singend und sich schwingend, eine schwarze schaukelnde Wiege. Denn wie ein Kind in Schlaf fällt und der Welt entsinkt durch dies rhytmisch hypnotische Auf und Nieder, jo geht nach der Meinung jener Frommen auch der Geist leichter ein in die Gnade der Versenkung dank dieses Schwiegens und Sichschwingens des müßigen Leibes. Und tatsächlich, dieser Jakob Mendel sah und hörte nichts von allem um ihn. Neben ihm läuteten und krazelten die Billardspieler, liefen die Markäre, wackelte das Telefon, man schmernte den Boden, man betzte den Ofen, er merkte nichts davon. Einmal war eine glühende Kohle aus dem Ofen gefallen, schon brenzelte und qualmte das Parbett vor Schritt von ihm, da erst, am infernalischen Gestank, bemerkte ein Gast die Gefahr und stürzte zu, hartig das Duermal zu löschten: er selbst aber, Jakob Mendel, nur zwei Zoll weit und schon angebeugt vom Rauch, er hatte nichts gemerkt. Denn er las wie andere beten, wie Spieler spielen und Trunkene belidnt in Leere starren, er las mit einer so ruhenden Verjunkenheit, daß alles Leben von anderen Menschen mir leither immer profan erschien. In diesem kleinen galizischen Buchtrödler Jakob Mendel hatte ich zum erstenmal als junger Mensch das große Geheimnis der reiflichen Konzentration gesehen, das den Künstler macht wie den Gelehrten, den wahrhaft Weisen wie den vollkommenen Fremwigen, dieses tragische Glück und Unglück vollkommener Befessenheit.

Gingeführt zu ihm hatte mich ein älterer Kollege von der Univerfität. Ich forschte damals dem selbst heute noch wenig erkannten parapsichischen Arzt und Magnetiseur Mesmer nach, allerdings mit wenig Glück, denn die einschlägigen Werke erwiesen sich als unzulänglich und der Bibliothekar, den ich argerlos Neuling um Auskunft gebeten, murzte mich unfreundlich an, Literaturnachweise seien meine Sache, nicht die seine. Damals nannte mir jener Kollege zum erstenmal seinen Namen. „Ich geh' mit dir zu Mendel“, versprach er mir, „der weiß alles und verschafft alles, der holt dir das entlegene Buch aus dem vergessenen deutschen Antiquariat heran. Der tüchtigste Mann in Wien und überdies noch ein Original, ein vorwolllicher Bücher-Saurier ausstrebender Klasse.“

So gingen wir zu zweit ins Café Glück und siehe, da sah Buchmendei, bebrillt, bartumschludert, schwarz angezogen und wiegte sich leidend wie ein dunkler Buch im Wind. Wir traten heran, er merkte es nicht. Er sah nur und las und wiegte den Oberkörper pagodenhaft hin und zurück über den Tisch, den unordentlich mit Büchern und Katalogen überhäuft, und hinter ihm pendelte am Faden sein brüchiger schwarzer Paletot, gleichfalls breit angepöpst mit Zeitschriften und Petteiwerk. Um uns anzukindigen, hustete mein Freund kräftig. Aber Mendel, die dicke Brille hart ans Buch gedrückt, merkte noch nichts. Endlich klopfte mein Freund an die Tischplatte, genau so laut und kräftig wie man an eine Tür pocht — da harnte Mendel endlich auf, jodete die ungefüge stidgeränderte Brille mechanisch nach die Stirn empor und unter den weggefräubten, alchurnen Brauen stachen zwei merkwürdige Augen uns entgegen, kleine, schwarze, wache Augen, stink, spiz und stippend wie eine Schlängengunge. Mein Freund präsentierte mich und ich erläuterte mein Anliegen, wobei ich zuerst — diese List hatte mein Freund ausdrücklich anempfohlen — mich heimjornig über den Bibliothekar beklagte, der mir keine Auskunft hatte geben wollen. Mendel lehnte sich zurück und spudete sorgfältig aus. Dann lachte er nur kurz mit stark stidlichen Jargon: „Nicht gewollt hat er? Nein — nicht gekannt hat er! Ein Parth is er, ein geschlagerer Esel mit graue Haar. Ich kenn' ihn, Gott sei's geklagt, schon zwanzig Jahre, aber gelernt hat er seitdem noch immer nur. Gehalt einstudien, das is das einzige, was die können, Ziegeleier sollten sie lieber schupfen, diese Herrn Doktors, statt bei die Bücher sitzen.“

Mit dieser kräftigen Herzenladung war das Eis gebrochen und eine gutmütige Handbewegung lud mich zum erstenmal an den vieredrigen, mit Putzen überhäufteten Marmorisch, dieser mir noch unbekanntem Altar bibliophiler Offenbarungen. Ich erklärte rasch meine Winliche: die zeitgenössischen Werke über Magnetismus sowie alle späteren Bücher und Polemiken für und gegen Mesmer; sodann ich fertig war, kniff Mendel eine Sekunde das linke Auge zusammen, genau wie ein Schüge vor dem Schuß. Aber wahrhaftig, nur eine Sekunde dauerte diese Geite konzentrierter Aufmerksamkeit, dann zählte er sofort, wie aus einem ungeschriebenen Katalog lesend, zwei oder drei Dugend Bücher flidend auf, jedes mit Verlagsort, Jahreszahl und ungefährem Preis. Ich war verblüfft. Obwohl vorbereitet, dies hatte ich nicht erwartet. Aber meine Verdrüßtheit schien ihm wohlzutun, denn sofort spielte er auf der Klaviatur seines Gedächtnisses die wunderbarsten bibliophilen Paraphrasen meines Themas weiter. Ob ich auch über die Sonnambulisten etwas wissen wollte und über die ersten Verjude mit Hypnose, und über Gahner, die Teufelsbeschwörungen und die Christian Science und die Wabatsch? Wieder prasselten die Namen, die Titel, die Besreibungen; jezt begiff ich erst, an ein wie einzigartiges Wunder an Gedächtnis ich bei Jakob Mendel geraten war, tatsächlich an ein Lezion, an einen Universalbibliographischen Phänomen an, eingespult in die unanfechtliche, sogar etwas schmierige Hülle eines galizianischen kleinen Buchtrödlers, der, nachdem er mir etwa achtzig Namen heruntergeraselt, scheinbar achlos, aber innerlich wohlgefällig über seinen ausgepielten Trumpf sich die Brille mit einem vormalis vielleicht weiß gerumpfen Taschentuch pugte. Um mein Staunen ein wenig zu bemänteln, fragte ich zaghaft, welche von diesen Büchern er mir allenfalls besorgen könne. „Nu, man wird ja sehen, was sich machen läßt“, brumnte er. „Kommen Sie nur morgen wieder her, der Mendel wird Ihnen inwiefern schon etwas aufreiben, und was ich nicht finden wird ich anderswo finden. Wenn einer Sechel hat, hat er auch Glück.“ Ich dankte höflich und stolperte aus lauter Höflichkeit sofort in eine dicke Dummheit hinein, indem ich voridung, ihm meine gemüßigten Buchtitel auf einem Bettel zu notieren. Im gleichen Augenblick spürte ich schon einen warnenden Ellbogenstoß meines Freundes. Aber zu spät! Schon hatte mir Mendel einen Blick zugeworfen — welcher einen Blick! — einen gleichzeitig trampelnden und beleidigten, einen höflichen und überlegenen, einen geradezu königlichen Blick, den Schakelpareischen Blick Machobis, was Machobis dem unbesiegbaren Felden jumentet, sich kampflös zu ergeben. Dann lachte er abermals kurz, der große Wamsappel an seiner Kehle kollerte merkwürdig hin und her, anscheinend hatte er ein großes Wort müßigam verdrückt. Und er wäre im Recht gewesen, mit jedem erdenklichen Grobheit, der gute, brave Buchmendei, denn nur ein Fremder, ein Ahnungslöser (ein „Amhorz“), wie er sagte) konnte eine derart beleidigende Zimung stellen, ihm, Jakob Mendel, ihm, Jakob Mendel, einen Buchtitel aufzunotieren wie einem Buchhandlungsgelehrten oder Bibliotheksdiener, als ob dieses unvergleichliche, dieses diamantene Buchgeheimnis solch großer Hilfsmittel jemals bedurft hätte. Erst später begiff ich, wie sehr ich kein abseitiges Genie mit diesem höflichen Anbot gekränkt haben mußte, denn dieser kleine, gedrückte, ganz in seinen Wert eingewickelte und überdies bucklige galizische Jude, Jakob

Mendel, war ein Titan des Gedächtnisses. Hinter dieser kalbigen, schmutzigen und grauem Moos überwucherten Stirn stand in der unsichtbaren Geistergröße des Gedächtnisses jeder Name und Titel wie mit Stahlguß eingetanz, der je auf einem Titelblatt eines Buches gedruckt war. Er wußte von jedem Werk, dem geflern erschienenen wie von einem zweihundertjährigen, auf den ersten Hieb genau den Erscheinungsort, den Verfasser, den Preis, neu und antiquarisch, und erinnerte sich bei jedem Buch mit schlaffer Vision zugleich an Einband und Illustrationen und Pflanzengaben, er sah jedes Werk, ob er es selbst in den Händen gehabt oder nur von fern in einer Auslage oder Bibliothek einmal erpäht hatte, mit der gleichen exakten optimistischen Deutlichkeit, wie der schaffende Künstler sein inneres und der anderen Welt noch unsichtbares Gebilde. Er erinnerte sich, wann etwa ein Buch im Katalog eines Regensburger Antiquars um sechs Mark angeboten war, sofort, daß ebendasselbe in einem anderen Exemplar vor zwei Jahren in einer Wieneruktion um vier Kronen zu haben gewesen war, und zugleich auch den Erzieher: nein, Jakob Mendel vergaß nie einen Titel, eine Zahl, er kannte jede Pflanze, jede Infusorie, jeden Stern in dem ewig schwingenden und ständig ungerüttelten Kosmos des Bücherweltalls. Er wußte in jedem Fach mehr als die Fachleute, er beherrschte die Bibliotheken besser als die Bibliothekare, er kannte die Lager der meisten Firmen auswendig besser als ihre Besitzer trug ihrer Fetele und Kartotek, indes ihm nichts zu Gebote stand als Magie des Erinnerens, als dies unvergleichliche, dies nur an hundert einzelnen Beispielen wahrhaft zu ersphärierende Gedächtnis. Freilich, dieses Gedächtnis hatte nur so dämonisch unsehbar sich schulen und gestalten können durch das ewige Geheiß jeder Vollendung: durch Konzentration. Außerhalb der Bücher wußte dieser merkwürdige Mensch nichts von der Welt, denn alle Phänomene des Daseins begannen für ihn erst wirklich zu werden, wenn sie in Lettern sich umgossen, wenn sie in einem Buche sich gesammelt und gleichsam sterilisiert hatten. Aber auch diese Bücher selbst las er nicht auf ihren Sinn, auf ihren geistigen und erzählerischen Gehalt: nur ihre Namen, ihren Preis, ihre Erscheinungsform, ihr erstes Titelblatt jagten seine Leidenschaft an. Unproduktiv und unschöpferisch im letzten, bloß ein hunderttausendteiliges Verzeichnis von Titeln und Namen, in die weiche Gehirnrinde eines Täugetieres eingestempelt, statt wie sonst in einen Buchkatalog geschrieben, war dies spezifisch antiquarische Gedächtnis Jakob Mendels jedoch in seiner einmaligen Vollendung als Phänomen nicht geringer als jenes Napoleons für Hypothesen, Mezzofanti für Sprachen, eines Casker für Schachanfänge, eines Busoni für Musik. Eingestiegen in ein Seminar, an eine öffentliche Stelle, hätte dies Gehirn Tausende, Hunderttausende von Studenten und Gelehrte belehrt und erkaunt, fruchtbar für die Wissenschaften, ein unvergleichlicher Gewinn für jene öffentlichen Schatzkammern, die wir Bibliotheken nennen. Aber diese obere Welt war ihm, dem kleinen, ungebildeten galizianischen Buchhändler, der nicht viel mehr als seine Talmudschule benützte, für ewig verschlossen, so vermachten diese phantastischen Fähigkeiten sich nur als Geheimmittelschaft auszuwirken an jenem Mamortische des Café Glück. Doch wenn einmal der große Psycholog kommt (dieses Werk fehlt noch immer unserer geistigen Welt), der so beharrlich und gebuldig, wie Buffon die Abarten der Tiere ordnete und klassierte, seinerseits alle Spielarten, Spezies und Urformen der magischen Macht, die wir Gedächtnis nennen, vereinzelt schildert und in ihren Varianten darlegt, dann müßte er Jakob Mendels gedenken, dieses Genies der Preise und Titel, dieses namenlosen Meisters der antiquarischen Wissenschaft.

Dem Verufe nach und für die Unwissenden galt Jakob Mendel freilich nur als kleiner Buchhändler. Montags erschienen in der „Neuen Freien Presse“ und im „Wiener Tagblatt“ dieselben stereotypen Anzeigen: „Kaufe alte Bücher, zahle beste Preise, komme sofort, Mendel, Obere Mferstraße“ und dann eine Telefonnummer, die in Wirklichkeit jene des Café Glück war. Er sitzbete Lager durch, schleppte mit einem alten kaiserbüchigen Dienstmann allwöchentlich neue Beute in sein Hauptquartier und von dort wieder weg, denn für einen rechten Buchhändler bekam er keine Konzession. So blieb es beim kleinen Schacher, bei einer wenig eintäglichen Tätigkeit. Studenten verkauften ihm ihre Lehrbücher, durch seine Hände wanderten sie vom älteren Jahrgang immer wieder zum jüngeren, außerdem vermittelte und besorgte er jedes gesuchte Werk mit geringem Aufschlag. Bei ihm war guter Rat billig. Aber das Geld hatte keinen Raum innerhalb seiner Welt, denn nie hatte man ihn anders gesehen als im gleichen abgestabten Rock, früh, nachmittags und abends seine Milch trinkend und zwei Brote, mittags eine Kleinigkeit essend, die man ihm vom Gasthaus herüberholte. Er rauchte nicht, er spielte nicht, ja, man darf sagen, er lebte nicht, nur die beiden Augen lebten hinter der Brille und sütterten jenes rätselhafte Wesen Gehirn unablässig mit Worten, Titeln und Namen, und diese reiche fruchtbare Masse sog diese Fülle gierig in sich ein wie eine Wiege die tausend und aber tausend Tropfen eines Regens. Die Menschen interessierten ihn nicht und von allen menschlichen Leidenschaften kannte er vielleicht nur die eine, freilich allmenschlichste der Eitelkeit. Wenn jemand zu ihm um eine Auskunft kam, an hundert anderen Stellen schon müdegejucht, und er konnte auf den ersten Hieb ihm Bescheid geben, dies allein wirkte auf ihn als Genugtuung, als Lust, und dies vielleicht noch, daß in Wien und auswärts ein paar Dugend Menschen lebten, die seine Kenntnisse ehrten und brauchten. In jeder dieser ungefügen Millionenkonglomerate, die wir Stadt nennen, sind immer an einigen wenigen Punkten einige kleine Fetzen eingeprengt, die ein und dasselbe Weltall auf kleinstmöglicher Fläche spiegeln, unsichtbar für die meisten, kostbar bloß dem Kenner, dem Bruder in der Leidenschaft. Und diese Kenner der Bücher kannten alle Jakob Mendel. So wie man, wenn man über ein Musikblatt Rat holen wollte, zu Cuietius Mandyczenksi in die Gesellschaft der Musikfreunde ging, der mit keinem grauen Klappchen freundschaftlich seiner Akten und Noten sah und mit dem ersten aufschauenden Blick die schwierigsten Probleme lächelnd löste, so wie heute noch jeder, der über Alt-Wiener Theater und Kultur Aufschluß braucht, unsichtbar an den allwissenden Vater Glossy sich wendet, so und mit der gleichen vertrauenden Selbstverständlichkeit pilgerten die paar strenggläubigen Wiener Bibliophilen, sobald es eine besonders harte Nutz zu knacken gab, ins Café Glück zu Jakob Mendel. Bei einer solchen Konsultation Mendel zuzugehen, bereitete mir jungem neugierigen Menschen eine

Bollust besonderer Art. Während er sonst, wenn man ihn ein münders Buch vorlegte, den Deckel verächtlich zuklappte und nur murzte: „Zwei Kronen“, rüchte er vor irgendeiner Narrität oder einem Unikum respektvoll zurück, legte ein Papierblatt unter, und man sah, daß er sich auf einmal seiner schmutzigen, tintigen, schwarzägeligen Finger schämte. Dann begann er zärtlich, vorsichtig, mit einer ungeheuren Hochachtung das Narum anzublättern, Seite für Seite. Niemand konnte ihn in einer solchen Sekunde fassen, so wenig, als einen wirklich Gläubigen im Gebet, und tatsächlich hatte dies Anschauen, Veräßen, Verleichen und Abwägen, hatte jede dieser Einzelhandlungen etwas von dem Zeremoniell, von der kultisch geregelten Aufeinanderfolge eines religiösen Aktes. Der krumme Rücken hob sich hin und her, dabei murzte und knurrte er, kratzte sich im Haar, stieß merkwürdige vokalische Urlaute aus, ein gedehntes, fast erichrohenes „Ah“ und „Oh“ hingertissener Bewunderung und dann wieder ein rapid erschrecktes „Di“ oder „Düch“, wenn eine Seite sich als schließend oder ein Blatt vom Holzwurme zerfressen erwies. Schließlich wog er es respektvoll auf der Hand, beschmiffelte und beroh das ungerügte Quadrat mit halbgeschlossenen Augen, nicht minder ergriffen als ein sentimentalisches Mädchen eine Tuberosel. Während dieser etwas umständlichen Prozedur mußte selbstredend der Besitzer seine Geduld zusammenhalten. Nach beendetem Examen aber gab Mendel bereitwillig, ja geradezu begeistert jede Auskunft, an die sich unsehbar weißpurige Anekdoten und dramatische Preisberichte von ähnlichen Exemplaren angeschlossen. Er schien heller, jünger, lebendiger zu werden in solchen Sekunden, und nur eines konnte ihn maßlos erbittern, wenn etwa ein Neuling ihm für diese Schätzung Geld anbieten wollte. Dann wich er gekränkt zurück, wie etwa ein Galeriediebstahl, dem ein durchreisender Amerikaner für seine Erklärung ein Trinkgeld in die Hand drücken will, denn ein kostbares Buch in der Hand haben zu dürfen, bedeutete für Mendel, was für einen anderen Begegnung mit einer Frau. Diese Augenblicke waren seine platonischen Liebesnächte. Nur das Buch, niemals Geld, hatte über ihn Macht. Vergebens verfluchten darum große Sammler, darunter auch der Gründer der Universität in Princeton, ihn für ihre Bibliothek als Berater und Einkäufer zu gewinnen, Jakob Mendel lehnte ab: er war nicht anders zu denken als im Café Glück. Vor dreißig Jahren, mit noch weichem, schwarzlaunigem Bart und geringelten Stirnlocken, war er, ein kleines, schiefes Kängel, aus dem Osten nach Wien gekommen, um Rabbinat zu studieren, aber bald hatte er den harten Eingott Jehoda verlassen, um sich der funkelnden und tausendfältigen Vielgötterei der Bücher zu ergeben. Damals hatte er zuerst ins Café Glück gefunden und allmählich wurde es seine Werkstatt, sein Hauptquartier, sein Postamt, seine Welt. Wie ein Astronom einsam auf seiner Sternwarte durch den winzigen Rundspalt des Teleskops allnächtlich die Myriaden Sterne betrachtet, ihre geheimnisvollen Gänge, ihr wandelndes Durcheinander, ihr Verlöschen und Schwiebertanz, so blickte Jakob Mendel durch seine Brille von diesem vieredigen Tisch im Café Glück in das andere Universum der Bücher, das gleichfalls ewig kreisende und sich umgebärende, in diese Welt ihrer unjeter Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Administration, Druckerat:
I, Schuberting, Fichtegasse Nr. 9-11.

Neue

Prels in Wien: 32 Groschen.

Freie Presse.

Morgenblatt.

Inseraten-Annahme laut aufliegendem

Tarif in unseren Bureaux:

I, Schulerstrasse 1-3, Tel. R-21-3-80,
I, Fichtegasse 9-11, Tel. U-17-4-41.

„Kleiner Anzeiger“ und Chiffrebriefe-Abt.
I, Schulerstrasse 1-3, Tel. R-21-3-80,
und bei allen Inseraten-Bureaux des
In- und Auslandes.

Für die an Agenten, Austräger oder
Verschleisser bezahlten Beträge leisten
wir keine Garantie.

Nr. 23397

Wien, Samstag, den 2. November

1929.

Feuilleton.

Buchmendel.

Eine Erzählung von Stefan Zweig.

(Siehe Nr. 23396 der „Neuen Freien Presse“ vom 1. November.)

Selbstverständlich war er hochangesehen im Café Glück, dessen Ruhm sich für uns mehr an sein unsichtbares Katheder knüpfte als an die Patenschaft des hohen Musikers, des Schöpfers der „Alceste“ und der „Iphigenie“, Christian Gottfried Glück. Er gehörte dort ebenso zum Inventar wie die alte Kirchholzkassie, wie die beiden arggestellten Billards, der kupferne Kaffeekessel, und sein Tisch wurde gehütet wie ein Heiligtum. Denn seine zahlreichen Kundschäften und Auskundschafter wurden von dem Personal immer freundlich zu irgendeiner Bestellung gedrängt, so daß der größere Gewinnteil seiner Wissenschaft eigentlich dem Oberkellner Deubler in die breite, hüftwärts getragene Leder-tasche floß. Dafür genoß Buchmendel vielfache Privilegien. Das Telefon stand ihm frei, man hob ihm seine Briefe auf und besorgte alle Bestellungen, die alte, brave Toilettefrau büttelte ihm den Mantel, nähte Knöpfe an und trug ihm jede Woche ein kleines Bündel zur Wäsche. Ihm allein durfte aus dem nachbarlichen Gasthaus eine Mittagmahlzeit geholt werden und jeden Morgen kam der Herr Standhartner, der Besitzer in persona, an seinen Tisch

und begrüßte ihn (freilich meist, ohne daß Jakob Mendel, in seine Bücher vertieft, diesen Gruß merkte). Punkt halb acht Uhr morgens trat er ein und erst wenn man die Richter ablöschte, verließ er das Lokal. Zu den anderen Gästen sprach er nie, er las keine Zeitung, bemerkte keine Veränderung, und als der Herr Standhartner ihn einmal höflich fragte, ob er bei dem elektrischen Licht nicht besser lese als früher bei dem fahlen, suchenden Schein der Kerzen, starrte er verwundert zu den Glühbirnen auf: diese Veränderung war trotz des Lärms und Gehämmers einer mehrzügigen Installation vollkommen an ihm vorbeigegangen. Nur durch die zwei runden Löcher der Brille, durch diese beiden blühenden und jaugenden Linsen, filterten sich die Milliarden schwarzen Infulorien der Lettern in sein Gehirn, alles andere Geschehen strömte als leerer Lärm an ihm vorbei. Eigentlich hatte er mehr als dreißig Jahre, also den ganzen machen Teil seines Lebens, einzig hier an diesem vieredigen Tisch lesend, vergleichend, kalkulierend verbracht, in einem unablässig fortgesetzten, nur von Schlaf unterbrochenem Dauertraum.

Deshalb überkam mich eine Art Schrecken, als ich den orakelspendenden Marmortisch Jakob Mendels leer wie eine Grabplatte in diesem Raum dümmern sah. Jetzt erst, älter geworden, verstand ich, wieviel mit jedem solchen Menschen verschwindet, erstlich, weil alles Einmalige von Tag zu Tag kostbarer wird in unserer rettungslos einförmiger werdenden Welt. Und dann, der junge, unerfahrene Mensch in mir hatte aus einer tiefen Ahnung diesen Jakob Mendel sehr

lieb gehabt. In ihm war ich zum erstenmal dem großen Geheimnis nahegekommen, daß alles Besondere und Uebermächtige in unserem Dasein nur geleistet wird durch innere Zusammenfassung, durch eine erhabene und dem Wagnisheimlich verwandte Monomanie. Daß ein reines Leben im Geist, die völlige Abstraktion in einer einzigen Idee, auch heute noch sich ereignen könne, eine Versenkung nicht geringer als die eines indischen Jogy oder eines mittelalterlichen Mönchs in seiner Zelle, und zwar sich ereignen in einem elektrisch beleuchteten Café neben einer Telefonzelle, dieses Beispiel hatte ich junger Mensch viel mehr als von unserer mitleidenden Dichtern, von diesem vollkommen anonymen kleinen Buchdrucker einmal empfangen. Und doch, ich hatte ihn vergessen können — allerdings in den Jahren des Krieges und in einer der seinen ähnlichen Hingabe an das eigene Werk. Jetzt aber, vor diesem leeren Tische, fühlte ich eine Art Scham vor ihm und eine erneuerte Neugier zugleich.

Dem wo war er hin, was war mit ihm geschehen? Ich rief den Kellner und fragte, Mein, einen Herrn Mendel, bedauere, den kenne er nicht, ein Herr dieses Namens verkehre nicht im Café. Aber vielleicht wisse der Oberkellner Bescheid. Dieser schob seinen Spitzbauch schwerfällig heran, jögerte, dachte nach: Mein, auch ihm sei ein Herr Mendel nicht bekannt. Aber ob ich vielleicht den Herrn Mandl meine, den Herrn Mandl vom Kurzwarengeschäft in der Florianigasse? Ein bitterer Geschmack kam mir auf die Lippen, Geschmack von Vergänglichkeit: wozu lebt man, wenn der Wind hinter unserem Schuh schon die letzte Spur von uns wegstreift? Dreißig Jahre, vierzig vielleicht, hatte ein Mensch in diesen paar Quadratmetern Raum geatmet, gelesen, gedacht, gesprochen, und bloß drei Jahre, vier Jahre mußten mehr von Josef, man wußte im Café Glück nichts mehr von Jakob Mendel, dem Buchmendel! Beinahe jörnig fragte ich den Oberkellner, ob ich nicht Herrn Staudharter sprechen könne oder ob nicht sonst wer im Hause sei vom alten Personal? Oh, der Herr Staudharter, o mein Gott, der habe längst das Café verkauft, der sei gestorben, und der alte Oberkellner, der lebe jetzt auf seinem Gütel bei Kremö. Mein, niemand sei mehr da... oder doch! Ja doch — die Frau Sporschil sei noch da, die Toilettefrau. Aber die könne gewiß sich nicht mehr an die einzelnen Gäste erinnern. Ich dachte gleich: einen Jakob Mendel vergißt man nicht, und ließ sie mit kommen.

Sie kam, die Frau Sporschil, weißhaarig, zerraut, mit ein wenig wassersüchtigen Schritten, aus ihren hintergründigen Gemächern und rief sich noch hastig die roten Hände mit einem Tuch: offenbar hatte sie gerade ihr teilbeses Geläch gesteckt oder Fenster gerupft. An ihrer unsicheren Art merkte ich sofort, ihr war's unbehaglich, so pökylich nach vorne unter die großen Glühbirnen in den noblen Teil des Cafés gerufen zu werden — das Volk in Wien wittert ja überall sofort Detektiv und Polizei, wenn einer sie ausfragen will. So sah sie mich zunächst mißtrauisch an, mit einem Blick von unten herauf, einem sehr vorsichtig gebuckelten Blick. Was konnte ich Gutes von ihr wollen? Aber kaum ich nach Jakob Mendel fragte, sah sie mich mit vollen, geradezu strömenden Augen an, die Schultern zuckten ihr ruckhaft auf. „Mein Gott, der arme Herr Mendel, daß an den noch jemand denkt! Ja, der arme Herr Mendel!“ — fast weinte sie, so war sie gerührt, wie alte Leute es immer werden, kaum man sie an ihre Jugen, an irgendeine gute vergessene Gemeinlichkeit erinnert. Ich fragte, ob er noch lebe. „Oh, mein Gott, der arme Herr Mendel, fünf oder sechs Jahre, nein, sieben Jahre muß der schon tot sein. So ein lieber guter Mensch, und wenn ich denk', wie lang ich ihn gekannt hab', mehr als fünfundsiebzig Jahre, er war schon da, wie ich eintrete bin. Und eine Schand war's, wie man ihn hat sterben lassen.“ Sie wurde immer aufgeregter, fragte, ob ich ein Verwandter sei. Es hätte sich ja nie jemand um ihn gekümmert, nie jemand um ihn gefragt — und ob ich denn nicht wisse, was mit ihm passiert sei?

Mein, ich wußte nichts, versicherte ich, sie solle mir erzählen, alles erzählen. Die gute Person sah ichen und geniert und wüßte immer wieder an ihren nassen Händen. Ich begriff, ihr war es peinlich als Toilettefrau mit ihrer schmutzigen Schürze und ihren zerstrubelten weißen Haaren hier mitten im Kaffeehausraum zu stehen, außerdem blickte sie immer ängstlich nach rechts und links, ob nicht einer der Kellner zühöre. So schlug ich ihr vor, wir sollten hinein in das Spielzimmer, an Mendels alten Platz: dort solle sie mir alles berichten. Gerührt nickte sie mir zu, dankbar, daß ich sie verstand, und ging voraus, die alte, schon ein wenig schwankende Frau, und ich hinter ihr. Die beiden Kellner saukten uns nach, sie spürten da einen Zusammenhang, und auch einige Gäste verwunderten sich über uns ungleiches Paar. Und drüben an seinem Tisch erzählte sie mir (naunche Einzelheit ergänzte mir später anderer Bericht) von Jakob Mendels, von Buchmendels Untergang.

Ja also, er sei, so erzählte sie, auch nachher noch, wie der Krieg schon begonnen, immer noch gekommen, Tag um Tag, um halb 8 Uhr früh und genau so sei er gefahren und habe er den ganzen Tag studiert wie immer, ja, sie hätten alle das Gefühl gehabt und oft darüber geredet, ihm sei's gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß Krieg sei. Ich wußte doch, in eine Zeitung habe er nie geschaut und nie mit wem andern gesprochen; aber auch wenn die Ausrüster ihren Mordslärm mit den Extrablättern machten und alle anderen zusammensiefen, nie sei er da aufgestanden oder hätte zugehört. Er habe auch gar nicht gemerkt, daß der Franz fehle, der Markör (der bei Gotlice gefallen sei), und nicht gewußt, daß sie den Sohn von Herrn Staudharter bei Prezemysl gefangen halten, und nie kein Wort habe er gesagt, wie das Brot immer miserabler geworden ist und man ihn statt der Milch das elende Feigenkaffeegechlader hat geben müssen. Nur einmal habe er sich gewundert, daß jetzt so wenig Studenten kämen, das war alles. „Mein Gott, der arme Mensch, den hat doch nichts gefreut und gekümmert als seine Bücher.“

Aber dann eines Tages, da sei das Unglück geschehen. Um 11 Uhr vormittags am helllichten Tag sei ein Genbarne gekommen mit einem Geheimpolizisten, der hätte die Rosette gezeigt im Knopfloch und gefragt, ob hier ein Jakob Mendel verkehre. Dann wären sie gleich an den Tisch gegangen zum Mendel und der hätte ahnungslos nach geglaubt, sie wollten ihm Bücher verkaufen oder was fragen. Aber gleich hätten sie ihn aufgefordert, mitzukommen und ihn weggeführt. Eine rechte Schande sei es für das Kaffeehaus gewesen, alle Leute hätten sich herumgestellt um den armen Herrn Mendel, wie er dagelanden ist zwischen den beiden, die Wille unter dem Haar, und hin- und hergeschaut hat von einem zum andern und nicht recht gewußt, was sie eigentlich von ihm wollten. Sie aber habe stants pedo dem Genbarne gesagt, das müsse ein Irrtum sein, ein Mann wie Herr Mendel könne keineer Fliege was tun, aber da habe der Geheimpolizist sie gleich angegriffen, sie solle sich nicht in Amtshandlungen einmischen. Und dann hätten sie ihn weggeführt und er sei lange nicht mehr gekommen, zwei Jahre lang. Doch heute wisse sie nicht recht, was die damals von ihm gewollte hätten: „Aber ich leiste ein Jurament“, sagte sie erregt, die alte Frau, „der Herr Mendel kann nichts Unrechtes getan haben. Die haben sich geirrt, da lege ich meine Hand ins Feuer. Es war ein Verbrechen an dem armen, unschuldigen Menschen, ein Verbrechen.“

Und sie hatte recht, die gute rührende Frau Sporisch, unser Freund Jakob Mendel hatte wahrhaftig nichts Unrechtes begangen, sondern nur (erst später erfuhr ich alle Einzelheiten) eine rasende, eine rührende, eine selbst in jenen unwisigen Zeiten ganz unwahrscheinliche Dummheit, erklärbar nur aus der vollkommenen Verjunkenheit, aus der Mondfarnheit seiner einmaligen Erscheinung. Folgendes hatte sich ereignet: auf dem militärischen Genjurant, das verpflichtet war, jede Korrespondenz mit dem neutralen Ausland zu überwachen, war eines Tages eine Postkarte abgegangen worden, geschrieben und unterschrieben von einem gewissen Jakob Mendel, ordnungsmäßig nach dem Ausland frankiert, aber — ungläublicher Fall — in das feindliche Ausland gerichtet, eine Postkarte an Jean Labourdair, Buchhändler, Paris, Quai de Grenelle adressiert, in der ein gewisser Jakob Mendel sich bewährte, die letzten acht Nummern des monatlichen „Bulletin Bibliographique de la France“ trotz vorausbezahlten Jahresabonnements nicht erhalten zu haben. Der eingestellte untere Genjurbeamte, ein Gymnasialprofessor, in Privatneigung Romanist, dem man einen blauen Landsturmrock umgestülpt hatte, staunte, als ihm dieses Schriftstück in die Hände kam. Ein dummer Späß, dachte er. Unter den zweitausend Briefen, die er allmählich auf dubiose Mittelungen und spionageverdächtige Wendungen durchzusehen und durchzulesen, war ihm ein so absurdes Faktum noch nie unter die Finger gekommen, daß jemand aus Oesterreich einen Brief nach Frankreich ganz sorglos adressierte, also ganz gemächlich eine Karte in das kriegsführende Ausland so einfach in den Postkasten warf, als ob diese Grenzen seit 1914 nicht unmaßt wären mit Stachelndraht und an jedem von Gott geschaffenen Tag Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Rußland ihre männliche Einwohnerzahl gegenseitig um ein paar tauisend Menschen kürzten. Zunächst legte er deshalb die Postkarte als Kuriosum in seine Schreibstube, ohne von dieser Aburteilung weitere Meldung zu erhalten. Aber nach einigen Wochen kam abermals eine Karte desselben Jakob Mendel an einen Bookheller John Aldridge, London, Holborn Square, ob er nicht die letzten Nummern des „Antiquarian“ besorgen könnte, und abermals war sie unterfertigt von ebendenselben merkwürdigen Individuum Jakob Mendel, das mit rührender Naivität seine volle Adresse beschrieb. Nun wurde es dem in die Uniform eingekürzten Gymnasialprofessor doch ein wenig eng unter dem Rock. Steckte am Ende irgendein rätselhafter, chiffrierter Sinn hinter diesem betörenden Späß? Nebenfalls, er stand auf, klappte die Sachen zusammen und legte

dem Major die beiden Karten auf den Tisch. Der zog beide Schultern hoch! sonderbarer Fall! Zunächst avisierte er die Polizei, sie solle ansorschen, ob es diesen Jakob Mendel tatsächlich gäbe. Und eine Stunde später war Jakob Mendel bereits festlig gemacht und wurde, noch ganz taumelig von der Ueberraschung, vor den Major geführt. Der legte ihm die mysteriösen Postkarten vor, ob er sich als Absender bekannte. Erregt durch den strengen Ton und vor allem, weil man ihn bei der Rektüre eines wichtigen Katalogs aufgestört hatte, polterte Mendel beinahe grob, natürlich habe er diese Karten geschrieben. Man habe wohl noch das Recht, ein Abonnement für sein gezahltes Geld zu reklamieren. Der Major drehte sich im Sessel schief hinüber zu dem Leutnant am Nebentisch. Die beiden blinzelten sich einverstündlich an: ein gekannter Narr! Dann überlegte der Major, ob er den Einsattpinsel nur scharf anbrummen und vorzujagen sollte, oder den Fall ernst aufzusehen. In solchen unschlüssigen Verlegenheiten entschließt man sich bei jedem Amt fast immer, zunächst ein Protokoll aufzunehmen. Ein Protokoll ist immer gut. Nicht es nichts, so schadet es nichts, und nur ein sinnloser Papierbogen mehr unter Millionen ist vollgeschrieben. In diesem Falle aber schadete es leider einem armen, ahnungslosen Menschen, denn schon bei der dritten Frage kam etwas sehr Verhängnisvolles zutage. Man forderte zuerst seinen Namen: Jakob recte Jankoff Mendel. Beruf: Kaufmann (er besaß nämlich keine Buchhändlerlizenz, nur einen Hausierchein). Die dritte Frage wurde zur Katastrophe: der Geburtsort. Jakob Mendel nannte einen kleinen Ort bei Petrikau. Der Major zog die Brauen hoch. Petrikau, lag das nicht in Russisch-Polen, nahe der Grenze? Verdächtig! Sehr verdächtig! So inquirierte er nun strenger, wann er die österreichische Staatsbürgerschaft erworben habe. Mendels Blicke starrte ihn dunkel und verwundert an: er verstand nicht recht. Zum Teufel, ob und wo er seine Papiere habe, seine Dokumente? Er habe keine anderen als den Hausierchein. Der Major schob die Stirnfalten immer höher. Also wie es mit seiner Staatsbürgerschaft stehe, solle er endlich einmal erklären. Was sein Vater gewesen sei, ob Oesterreicher oder Russe? Seelenruhig erwiderte Jakob Mendel: natürlich Russe. Und er selbst? Ach, er hätte, um nicht beim Militär dienen zu müssen, sich schon vor dreiunddreißig Jahren über die russische Grenze geschmuggelt, seither lebe er in Wien. Der Major wurde immer unruhiger. Wann er hier das österreichische Staatsbürgerrecht erworben habe? Wozu, fragte Mendel. Er habe sich um solche Sachen nie gekümmert. So wäre er also noch russischer Staatsbürger? Und Mendel,

den diese öde Fragerei innerlich längst langweilte, antwortete gleichgültig: „Eigentlich ja.“ Der Major warf sich so brüsk erschrocken zurück, daß der Sessel knackte. Das gab es also! In Wien, in der Hauptstadt Oesterreichs, ging mitten im Kriege, Ende 1915, nach Larnow und der großen Offensive, ein Russe unbehelligt spazieren, schrieb Briefe nach Frankreich und England und die Polizei kümmerte sich um nichts. Und da wundern sich die Dummköpfe in den Zeitungen, daß Conrad v. Högenborn nicht gleich nach Warschau vorwärtsgekommen ist, da stammten sie im Generallstab, wenn jede Truppenbewegung durch Spione nach Rußland weitergemeldet wird. Auch der Leutnant war aufgestanden und stellte sich an den Tisch: das Gespräch schaltete sich scharf zum Verhör. Warum er sich nicht sofort gemeldet habe als Ausländer? Mendel, noch immer arglos, antwortete in seinem singenden jüdischen Jargon: „Wozu hält' ich mich melden sollen auf einmal?“ In dieser umgedrehten Frage erblickte der Major eine Herausforderung und fragte drohend, ob er nicht die Ankündigung gelesen habe? Nein! Ob er etwa auch keine Zeitungen lese? Nein!

Die beiden starrten den vor Unsicherheit schon leicht schwitzenden Jakob Mendel an, als sei der Mond mitten in ihr Bureauzimmer gefallen. Dann raffelte das Telefon, knackten die Schreibmaschinen, ließen die Ordonanzen, und Jakob Mendel wurde dem Garnisonsgefängnis überantwortet, um mit dem nächsten Schub in ein Konzentrationslager abgeführt zu werden. Als man ihm bedeutete, den beiden Soldaten zu folgen, starrte er ungewiß. Er verstand nicht, was man von ihm wollte, aber eigentlich hatte er keinerlei Sorge. Was konnte der Mann mit dem goldenen Kragen und der groben Stimme schließlich Böses mit ihm vorhaben? In seiner obem Welt der Bücher gab es keinen Krieg, kein Nichtersehen, sondern nur das ewige Wissen und Hochmehrwissensollen von Zahlen und Worten, von Titeln und Namen. So tröste er gutmütig zwischen den beiden Soldaten die Treppe hinunter. Erst als man ihm auf der Polizei seine Bücher aus den Manteltaschen nahm und die Briefstapel abforderte, in der er hundert wichtige Zettel und Kundenadressen stecken hatte, da erst begann er wütend um sich zu schlagen. Man mußte ihn bändigen. Aber dabei klirrte leider seine Brille zu Boden, und dies, sein magisches Teleskop in der geistigen Welt, brach in tausend Stücke. Drei Tage später expedierte man ihn im blassen Sommerrock in ein Konzentrationslager russischer Zivilgefangener bei Romorn.

Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Buchmendei.

Eine Erzählung von Stefan Zweig.

(Siehe Nr. 23397 der „Neuen Freien Presse“ vom 2. November.)

Was Jakob Mendel in diesen zwei Jahren Konzentrationsslager an feilscheren Erfahrungen, ohne Bücher, seine geliebten Bücher, ohne Geld, inmitten der gleichgültigen, groben, meist analphabetischen Gefährten dieses riesigen Menschenkotters, was er dort leidend erlebte, von seiner obren und einzigen Bücherwelt abgetrennt wie ein Adler mit zerhackten Schwingen von seinem ätherischen Element — hierüber fehlt jede Zeugenschaft. Aber allmählich weiß schon die von ihrer Tollheit ernüchterte Welt, daß von allen Grausamkeiten und verwerflichen Lebergriffen dieses Krieges keine finstler, überflüssiger und darum moralisch unentschuldigbar gewesen, als das Zusammenhängen und Einbinden hinter Stacheldraht von ahnungslosen, längst dem Dienstalter entwachsenen Zivilpersonen, die viele Jahre in dem fremden Lande als eine Heimat gewohnt und aus Treugläubigkeit, aus idealem Vertrauen in den selbst bei Lungensen und Araucarien gesundheitlich Geisteskräften, rechtzeitig zu fliehen — ein Verbreden an der Zivilisation, gleich finstlos begangen in Frankreich, Deutschland und England, auf jeder Scholle unseres irrtümlich gemordeten Europa. Und vielleicht wäre Jakob Mendel wie hundert andere Unschuldige in dieser Würde dem Wahnsinn verfallen oder an Ruhr, an Entkräftung, an feilscherer Zerrüttung erbärmlich zugrunde gegangen, hätte nicht knapp rechtzeitig ein Zufall, ein edel österreichischer, ihn noch einmal in seine Welt zurückgeholt. Es waren nämlich mehrmals nach seinem Verschwinden an seine Adresse Briefe von vornehmen Kunden gekommen: der Graf Schönberg, der ehemalige Statthalter von Steiermark, fanatischer Sammler herablicher Werke; der frühere Dekan der theologischen Fakultät, Siegenfeld, der an einem Kommentar zu Augustinus arbeitete; der achtzigjährige pensionierte Flottenadmiral, Eder v. Pisch, der noch immer an seinen Erinnerungen herumbelebte: — je alle, seine treuen Klienten, hatten wiederholt an Jakob Mendel ins Café Glück geschrieben, und von diesen Briefen wurden dem Verschollenen einige nachgeschickt in das Konzentrationsslager. Dort fielen sie dem zufällig gütigen Hauptmann in die Hände, der sehr erstaunt, was für vornehme Bekanntschaften dieser kleine, halbblinde, schmutzige Jude habe, der, seit man ihm seine Brille zerlegen, er hatte kein Geld, sich eine neue zu verschaffen, wie ein Maulwurf, grau, augenlos und stumm in einer Ecke hockte. Wer solche Götter besaß, mußte immerhin etwas Besonderes sein. So erlaubte er Mendel, diese Briefe zu beantworten und seine Götter zu jähren zu bitten. Die blieb nicht aus. Mit der leidenschaftlichen Solidarität aller Sammler kurbelten die Erzählten, jenseit der Dekan ihre Verbindungen kräftig an und ihre vereinte Bürgerschaft erreichte, daß Buchmendei im Jahre 1917, nach mehr als zweijähriger Konfinierung, wieder nach Wien zurückzurück, freilich unter der Bedingung, sich täglich bei der Polizei zu melden. Aber doch, er durfte wieder in die freie Welt, in seinen alten, kleinen, engen Mansardentraum, er durfte wieder an seinen geliebten Bücheranstalten vorbei und vor allem zurück in sein Café Glück.

Diese Rückkehr Mendels aus einer höllischen Unterwelt in das Café Glück konnte mir die brave Frau Sporschild aus eigener Erfahrung schildern. „Eines Tages — Jessas Marand, ich glaub, ich traue meine Augen nicht — da schiebt sich die Tür auf, Sie wissen ja, in der grünen schiefen Art, nur grad einen Spalt weit, wie er immer herangekommen ist und schon stolpert er ins Café, der arme Herr Mendel. Einen verschundenen Militärmantel voller Stopfen hat er angehabt und irgendwas am Kopf, was vielleicht einmal ein Hut war, ein weggekaufter. Keinen Stragen hat er angehabt und wie der Tod hat er ausgeguckt, grau im Gesicht und grau das Haar und mager, daß er einen darbrat hat. Aber er kommt herein, grad als ob wir gewesen wär, er fragt nie, er sagt nie, geht hin zu dem Tisch da, und zieht den Mantel aus, aber nicht wie früher so rasch und leicht, sondern schwer getmet hat er dabei. Und kein Buch hat er mitgebracht wie sonst — er setzt sich nur hin und sagt nie und tut nur hintarren vor sich mit ganz leere, ausgegelaufene Augen. Erst nach und nach, wie wir ihm dann den ganzen Pack gebracht haben von den Schriften, die was für ihn kommen waren aus Deutschland, da hat er wieder angefangen zu lesen. Aber er war nicht derselbige mehr.“

Nein, er war nicht derselbe, nicht das miraunel mündi mehr, die magische Register aller Bücher: alle, die ihn damals sahen, haben mir mehrmählig das gleiche berichtet. Jedem etwas schon rettungslos zerstört in seinem sonst stillen, nur wie atmend lebenden Blick; etwas war zertrümmert: der grauenhafte Blutknoten mußte in seinem rasenden Lauf schmerzhaft hineingeschlagen haben auch in den absteigenden, friedlichen, in diesen halbkugelförmigen Stern seiner Bücherwelt. Seine Augen, jahreslangelang gewöhnt an diearten, lauchigen, infektiösen Lettern der Schrift, sie mußten juchendares gesehen haben in jener staubdröhnend-unterpannten Menschenwürde, denn die über schatteten schwer über den einft so flinken und ironisch funkelnden Pupillen, schläfrig und rottrübend dämmerten die vordem so wachen Augen unter der reparierten, mit dünnen Bindfäden mischsam

zusammengebundnen Brille. Und suchbarer noch: in dem phantastischen Kunstbau seines Gedächtnisses mußte irgendein Pfeiler eingestürzt und das ganze Gefüge in Unordnung geraten sein, denn so zart ist ja unser Gehirn, dies aus subtilster Substanz gestaltete Schaltwerk, dies feinmechanische Präzisionsinstrument unseres Wissens zusammengesetzt, daß ein gestauchtes Leberchen, ein erschütterter Herd, eine ermüdete Zelle, daß ein solches verschobenes Molekül schon zureicht, um die herrlich umfassenste, die sphärische Harmonie eines Geistes zum Verstummen zu bringen. Und in Mendels Gedächtnis, dieser einzigen Klaviatur des Wissens, flodeten seit seiner Rückkehr die Tasten. Wenn ab und zu jemand um Auskunft kam, startete er ihn erschöpft an und verstand nicht mehr genau, er verhörte sich und verzog, was man ihm sagte — Mendel war nicht mehr Mendel, sowie die Welt nicht mehr die Welt. Nicht mehr wiegte ihn völlige Versunkenheit beim Lesen auf und nieder, sondern meist lag er starr, die Brille hoch mechanisch gegen das Buch gewandt, ohne daß man wußte, ob er las oder nur vor sich hindämmerte. Mehrmals fiel ihm, so erzählte die Sporschild, der Kopf schwer nieder in das Buch und er schlief ein am helllichten Tag, manchmal startete er wieder stundenlang in das fremde, flinkende Licht der Methylenlampe, die man ihm in jener Zeit der Kohlennot auf den Tisch gestellt. Nein, Mendel war nicht mehr Mendel, nicht mehr ein Wunder der Welt, sondern ein müd atmender, unglöser Pack Bart und Kleider, finstlos auf dem emt psychischen Sessel hingelagert, nicht mehr der Ruhm des Cafés Glück, sondern eine Schande, ein Schmierlech, überliechend, widrig anzusehen, ein unbequemer, unnützer Schmarotzer.

So empfand ihn auch der neue Besitzer namens Florian Gurtner aus Reß, der, an Mehl- und Butterlieferungen im Hungerjahr 1919 reich geworden, dem biederem Ständehalter für achtzigtausend rasch zerblättern Papierkrone das Café Glück abgekauft hatte. Er griff mit seinen festen Bauernhänden schauf zu, kramelte das altstehende Kaffeehaus häufig auf nobel um, kaufte für schlechte Zettel rechtzeitig neue Fauteuils, installierte ein Marmorportal und verhandelte bereits wegen des Nachbarlokals, um eine Musikbühne anzubauen. Bei dieser haltigen Verschönerung stürte ihn natürlich sehr dieser dickfleischige Schmarotzer, der tagüber von früh bis nachts allein einen Tisch besetzt hielt und dabei im ganzen nur zwei Schalen Kaffee trank und fünf Brote verzehrte. Zwar hatte Ständehalter ihm seinen alten Ost besonders aus Herz gelegt und zu erklären versucht, was für ein bedeutend und wichtiger Mann dieser Jakob Mendel sei, er hatte ihn sogar bei der Lebergabe mit dem Inventar als ein auf dem Unternehmen laufendes Servit übergeben. Aber Florian Gurtner hatte sich mit den neuen Möbeln und der schönen Aluminiumkaffeemaschine auch das massive Gerüst der Verdienereizeit zugelegt und wartete nur auf einen Vorwand, um diesen letzten lästigen Rest vorläufiger Schabigheit aus seinem vornehm gewordenen Lokal herauszuzucken. Ein guter Anlaß schien sich bald einzustellen, denn es ging Jakob Mendel schlecht. Seine letzten geparteten Banknoten waren zerpulvert in der Papiermühle der Inflation, seine Kunden hatten sich verlaufen. Und wieder als kleiner Buchtrödel Treppen zu steigen, Bücher haufierend zuzummenguraffen, dazu fehlte dem Müdiggeordneten die Kraft. Es ging ihm elend, man merkte es an hundert kleinen Zeichen. Sellen ließ er sich mehr vom Götthaus etwas herüberholen und auch das kleine Entgelt für Kaffee und Brot blieb er immer länger schuldig, einmal sogar drei Wochen lang. Schon damals wollte ihn der Oberkellner auf die Straße setzen. Da erbarmte sich die brave Frau Sporschild, die Toilettefrau, und bürgte für ihn.

Aber im nächsten Monat ereignete sich dann das Unglück. Vereinzelt mehrmals hatte der neue Oberkellner bemerkt, daß es bei der Abrechnung nie recht mit dem Gedächtnis stimmen wollte. Zimmer mehr Brote erwieisen sich fehlend als angejagt und bezahlt waren. Sein Verdacht lenkte sich selbstverständlich gleich auf Mendel, denn mehrmals war schon der alte wachlige Dienstmann gekommen, um sich zu beschweren, Mendel sei ihm jeit einem halben Jahr die Bezahlung schuldig und er könne keinen Heller herauszuzucken. So pochte der Oberkellner jeht besonders auf, und schon zwei Tage später gelang es ihm, hinter dem Dienstschürm versteckt, Jakob Mendel zu ertappen, wie er heimlich von seinem Tisch aufstand, in das andere vordere Zimmer hinüberging, rasch aus dem Brotkorb zwei Semmeln nahm und sie in sich hineinstopfte. Bei der Abrechnung beauptete er, keine gegessen zu haben. Nun war das Verdingen geklärt. Der Kellner meldete sofort den Vorkall Herrn Gurtner und dieser, froh des langgesuchten Vorwandes, griff Mendel vor allen Leuten an, beschuldigte ihn des Diebstahls und tat sogar noch böß, daß er nicht sofort die Polizei rufe. Aber er befohl ihm, sofort und für immer sich zum Teufel zu gehen. Jakob Mendel zitterte nur, sagte nichts, stolperte auf von seinem Sitz und ging.

„Ein Samner war's“, schilderte die Frau Sporschild diesen seltenen Abschied. „Die werd' ich's vergessen, wie er aufstand; die Brille hinaufgeschoben in die Stirn, weiß wie ein Handtuch. Nicht Zeit hat er sich genommen, den Mantel anzuziehen, obwohl's Januar war. Sie wissen ja, damals im kalten Jahr. Und sein Buch hat er liegen lassen auf dem

Tisch in seinem Schreck, ich hab' es erst später bemerkt, und wollt's ihm noch nachtragen. Aber da war er schon hingestolpert zur Tür. Und weiter auf die Stragen hätt' ich mich nicht traut, denn an die Tür hat sich Herr Gurtner gestellt und ihm nachgeschrien, daß die Teuf' flehen blieben und zusammengelaufen sind. Ja, eine Schand' war's, geschämt hab' ich mich bis in die unterste Seele! So was hätt' nicht passieren können bei dem alten Herrn Ständehalter, daß man einen ausjagt nur wegen paar Semmeln, bei dem hätt' er umsonst eßen können noch sein Leben lang. Aber die Leute von heut', die haben ja kein Herz. Ziem mezzutreiben, der über dreißig Jahre wo geessen ist, Tag für Tag — wirklich, eine Schand' war's und ich möcht's nicht zu verantworten haben vor dem lieben Gott — ich nicht.“

Ganz aufgeregt war sie geworden, die gute alte Frau, und mit der leidenschaftlichen Geschwätzigkeit der Weite wiederholte sie dann immer wieder von der Schand' und vom Herrn Ständehalter, der so was nicht inlande gewesen wäre. So mußte ich sie schließlich mahnen, was denn aus unserem Mendel geworden wäre, und ob sie ihn wieder gesehen. Da bejann sie sich und wurde noch erregter. „Jeden Tag, wenn ich vorübergegangen bin an seinem Tisch, jedesmal, das können's mir glauben, hat's mir einen Stöß geben. Zimmer hab' ich denken müssen, wo mag er jetzt sein, der arme Herr Mendel, und wenn ich gewußt hätte, wo er wohnt, ich wär' zu ihm hin, etwas Warmes zu bringen, denn wo hätt' er denn das Geld hernehmen sollen zum Heizen und zum Essen? Und Verwandte hat er auf der Welt, spoziel ich weiß, niemanden gehabt. Aber schließlich, wie ich immer und immer nie gehört hab', da hab' ich mir schon denkt, es muß vorbei mit ihm sein, und ich wär' ich immer sehen, und schon hab' ich überlegt, ob ich nicht sollt' eine Messe für ihn lesen lassen, denn ein guter Mensch war er, und man hat sich doch gekannt, mehr als fünf- undzwanzig Jahr.“

Aber einmal in der Früh, um halb acht Uhr, im Februar, ich pug' grad' das Messing an die Fensterstangen, auf einmal ich mein', mich trifft der Schlag, auf einmal tut sich die Tür auf und herzukommt der Mendel. Sie wissen ja, immer ist er so schief und bewirrt herangejohben, aber diesmal war's noch irgendwie anders. Ich mein' gleich, den reißt's hin und her, ganz glanzige Augen hat er gehabt, und mein Gott, wie er aus' sich'n hat, nur Wein und Bart! Sofort kommt's mir entlich vor, wie ich ihn so seh', ich denk mir gleich, der weiß von nichts, der geht am helllichten Tag als ein Schlafeter, der hat alles vergessen, das von damals und die Semmeln und das vom Herrn Gurtner und daß sie ihn hinausgejagt haben, der weiß nichts von sich selber. Gott sei dank, der Herr Gurtner war noch nicht da und der Herr Oberkellner hat grad seinen Kaffee trunken. Da spring' ich rasch hin zu ihm, um ihm zu erklären, er soll nicht dableiben, sich nicht noch einmal hinauswerfen lassen von dem roten Kerl (und dabei sah sie sich scheu um und korrigierte rasch) — ich mein', vom Herrn Gurtner. Also „Herr Mendel!“ ruf' ich ihn an. Er starrt auf. Und da in dem Augenblick, mein Gott, schrecklich vor das, in dem Augenblick muß er sich an alles erinnern haben, denn er setzt sofort zuzum und fängt an zu zittern, aber nicht bloß mit die Finger zittert er, nein, als ein Ganzes hat er geschuppt, daß man's bis an die Schultern gekannt hat, und schon stolpert er wieder rasch auf die Tür zu. Dort ist er dann zusammengefallen. Wir haben gleich um die Rettungsgesellschaft telephoniert, und die hat ihn weggeführt, febrig, wie er war. Am Abend ist er gestorben, Augenentzündung, hochgradige, hat der Doktor gesagt, und auch, daß er schon damals nichts mehr rechts gewußt von sich, wie er noch einmal zu uns kommen ist. Es hat ihn halt hergetrieben als einen Schlafeten. Mein Gott, wenn man sechs- unddreißig Jahr einmal wo geessen ist, jeden Tag, dann ist eben so ein Tisch einem sein Zubaus.“

Wir sprachen noch lange von ihm, die beiden letzten, die diesen forderbaren Menschen gekannt, ich, dem er als jungem Menschen trotz seiner mikrobenhaft kleinen Existenz die erste Übung eines vollkommen ungeschönten Lebens im Geiste gegeben — sie, die arme, abgeschundene Toilettefrau, die nie ein Buch gelesen, die diesem Kameraden durch untern armen Welt nur verbunden war, weil sie ihm durch fünfundzwanzig Jahre den Mantel gebürdet und die Knöpfe angehängt. Und doch, nur verstanden einander wunderbar gut an seinem alten verlassenen Tisch, in der Gemeinschaft seines herausgeschönten Schattens, denn Erinnerung verbindet und wiederach jede Erinnerung in Liebe. Mählich, mitten im Schwagen besann sie sich: „Jessas, wie ich bergsig bin — das Buch hab' ich ja noch, das er damals am Tisch liegen lassen hat. Wo hätt' ich's ihm hintragen sollen? Und nachher, wie ich niemand gemeldet hat, nachher hab' ich g'meint, ich dürft's mir behalten als Andenken. Nicht wahr, das ist doch nicht Unrecht's dabei?“ Sattig brachte sie es heran aus ihrem rüdemärtigen Verstand. Und ich hatte Nähe, ein kleines Lächeln zu unterdrücken, denn gerade dem Erschütternden meugt das immer pfeifernde und mandmal ironische Schicksal das Komische gern hochhaft zu. Es war der zweite Band von Hayns „Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa“, das jedem Buchsammler wohlbekannte Kompendium galanter Literatur. Gerade dies skaböse Wer-

zeichnis — habent sua fata libelli — war als letztes Vermächtnis des hingegangenen Magiers zurückgefallen in diese abgemürbte, rot aufgesprungte, unwillkürliche Hand, die wohl nie ein anderes als das Gebetbuch gehalten. Ich hatte Mühe, meine Lippen festzubeißen gegen das von innen drängende Lächeln, und dies kleine Höflichkeitsverwirrte die brave Frau. Ob's am Ende was Kostbares wär', oder ob ich meinte, daß sie's behalten dürft'.

Ich schüttelte ihr herzlich die Hand. „Behalten Sie's nur ruhig. Unser alter Freund Mendel hätte nur Freude, daß wenigstens einer von den Tausenden, die ihm ein Buch danken, sich noch seiner erinnert.“ Und dann ging ich und schämte mich vor dieser braven, alten Frau. Denn sie, die Unbelehrte, hatte ein Buch von ihm bewahrt, um seiner besser zu gedenken, ich aber, durch tieferen Zusammenhang ihm verpflichtet, ich hatte Buchmendels jahrelang vergessen, ich, der ich wissen sollte, daß man Bücher nur schafft, um über den eigenen Arm hinaus sich Menschen zu verbinden und uns so zu verteidigen gegen den unerbittlichen Widerpart alles Lebens: Vergänglichkeit und Vergessenheit.



Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Buchmende l.

Eine Erzählung von Stefan Zweig.

Von Stefan Zweig erscheint in den nächsten Tagen in der „Insel“-Bucherei ein Band Erzählungen „Kleine Chronik“, von denen wir die noch-unveröffentlichte unseren Lesern bieten können.

Wieder einmal in Wien und heimkehrend von einem Besuch in den äußern Bezirken, geriet ich unvermutet in einen Regenguß, der mit nasser Peitsche die Menschen hurtig in Haustore und Unterstände jagte, und auch ich selbst suchte schleunig nach einem schützenden Obermir. Glücklicherweise wartet nun in Wien an jeder Ecke ein Kaffeehaus — so flüchtete ich in das gerade gegenüberliegende mit schon tropfendem Hut und arg durchnässten Schultern. Es erwies sich von innen als Vorstadtcasé hergebrachter, fast schematischer Art, ohne die neumodischen Attrappen der Deutschland nachgeahmten innerstädtischen Musikdielen, altwienerisch bürgerlich und vollgefüllt mit kleinen Leuten, die mehr Zeitungen konsumierten als Gebäck. Jetzt um die Abendstunde war zwar die ohnehin schon stickige Luft mit blauen Rauchkringeln dick marmoriert, dennoch wirkte dies Kaffeehaus sauber mit seinen sichtlich neuen Samtsofas und seiner aluminiumhellen Zahlkasse: in der Eile hatte ich mir gar nicht die Mühe genommen, außen seinen Namen abzulesen, wozu auch? Und nun saß ich warm und blickte ungeduldig durch die blauüberflossenen Scheiben, wann es dem lästigen Regen belieben würde, sich ein paar Kilometer weiter zu verziehen.

Unbeschäftigt saß ich also da und begann schon jener trägen Passivität zu verfallen, die narkotisch jedem wirklichen Wiener Kaffeehaus unsichtbar entströmt. Aus diesem leeren Gefühl blickte ich mir einzeln die Leute an, denen das künstliche Licht dieses Rauchraumes ein ungesundes Grau um die Augen schattete, schaute dem Fräulein an der Kasse zu, wie sie mechanisch Zucker und Löffel für jede Kaffeefasse dem Kellner austeilte, las halbwach und unbewußt die höchst gleichgültigen Plakate an den Wänden, und diese Art Verdampfung tat beinahe wohl. Aber plötzlich ward ich auf merkwürdige Weise aus meiner Halbschlaferei gespannt, irgendeine innere Bewegung begann unbestimmt unruhig in mir, so wie ein kleiner Zahnschmerz beginnt, von dem man noch nicht weiß, ob er von links, von rechts, vom unteren oder oberen Gebiß seinen Ausgang nimmt, nur ein dumpfes Spannen fühlte ich, eine geistige Unruhe. Denn plötzlich — ich hätte es nicht sagen können, wodurch — wurde mir bewußt, hier mußte ich schon einmal vor Jahren gewesen und durch irgendeine Erinnerung diesen Wänden, diesen Stühlen, diesen Tischen, diesem fremden rauchigen Raum verbunden sein.

Aber je mehr ich den Willen vortrieb, diese Erinnerung zu fassen, um so böshafter und glitschiger wich sie zurück — wie eine Qualle ungewiß leuchtend auf dem untersten Grund des Bewußtseins und doch nicht zu greifen, nicht zu packen. Vergeblich klammerte ich den Blick an jeden Gegenstand der Einrichtung; gewiß, manches kannte ich nicht, wie die Kasse zum Beispiel mit ihrem klirrenden Zahlungsautomaten, und nicht diesen braunen Wandbelag aus falschem Palisanderholz, alles das mußte erst später aufmontiert worden sein. Aber doch, aber doch, hier war ich einmal gewesen vor zwanzig Jahren und länger, hier hatte etwas mich stark beschäftigt und angespannt, hier hestete, im Unsichtbaren versteckt wie der Nagel im Holz, etwas von meinem eigenen, längst überwachsenen Ich. Gewaltig streckte und stieß ich alle meine Sinne vor in den Raum und gleichzeitig in mich hinein — und doch, verdammt! ich konnte sie nicht erreichen, diese verschollene, in mir selbst ertrunkene Erinnerung.

Ich ärgerte mich, wie man sich immer ärgert, wenn der eigene Leib dem Willen nicht gehorcht, wenn irgendein Versagen einen die Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit unserer geistigen Kräfte gewahr werden läßt. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf, diese Erinnerung doch noch zu erreichen. Nur einen winzigen Haken, das mußte ich, mußte ich in die Hand kriegen, um dies im Schlamm des Vergessens Versteckte heraufzuholen, denn mein Gedächtnis ist sonderbar geartet, gut und schlecht zugleich, einerseits trotzig und eigensinnig, aber dann wieder unbeschreiblich getreu. Es schluckt das Wichtigste, sowohl an Geschehnissen als an Gesichtern, an Gelesenem wie an Erlebtem willig hinab in seine Dunkelheiten und gibt nichts aus dieser Unterwelt ohne Zwang, bloß auf den Anruf des Willens heraus. Aber nur den flüchtigsten Halt muß ich fassen, eine Ansichtskarte, ein paar Schriftzüge auf einem Briefkuvert, ein veräuchertes Zeitungsblatt, und sofort zuckt das Vergessene wie an der Angel der Fisch aus der dunkel strömenden Fläche völlig lebhaft und sinnlich wieder hervor. Jede Einzelheit weiß ich dann eines Menschen, einer Landschaft sofort wieder, die Farbe seiner Pupille und seinen Mund und im Mund wieder die Zahnücke links bei seinem Lachen und den brüchigen Tonfall dieses Lachens und wie dabei der Schnurrbart ins Zucken kommt und wie ein anderes, neues Antlitz heraufsteigt aus diesem Lachen — alles das sehe ich dann sofort in völliger Vision und weiß auf Jahre zurück jedes Wort, das dieser Mensch mir jemals erzählte. Immer aber bedarf ich, um Vergangenes sinnlich zu sehen und zu fühlen, eines

sinnlichen Anreizes, eines winzigen Helfers aus der Wirklichkeit. So schloß ich die Augen, um angestrongter nachdenken zu können, um jenen geheimnisvollen Angelhaken zu formen und zu fassen. Aber nichts! Uebermals nichts! Verschüttet und vergessen! Und ich erbitterte mich derart über den schlechten eigenwilligen Gedächtnisapparat zwischen meinen Schläfen, daß ich hätte mit den Fäusten mir die Stirne schlagen können, so wie man einen verdorbenen Automaten anrüttelt, der widerrechtlich das Beforderte zurückbehält. Nein, ich konnte nicht länger ruhig sitzen bleiben, so erregte mich dieses innere Versagen, und ich stand vor lauter Aerger auf, mir Luft zu machen. Aber sonderbar — kaum ich die ersten Schritte durch das Lokal getan, da begann es schon, flirrend und flunkelnd, dieses erste phosphoreszierende Dämmern in mir. Rechts von der Zahlkassette, erinnerte ich mich, muß es hinübergehen in einen fensterlosen und nur von künstlichem Licht erhellten Raum. Und tatsächlich: es stimmte. Da war es, anders tapeziert als damals, aber doch genau in den Proportionen, dies in seinen Konturen verschwimmende rechteckige Hinterzimmer, das Spielzimmer. Instinktiv sah ich mich um nach den einzelnen Gegenständen mit schon freudig vibrierenden Nerven (gleich würde ich alles wissen, fühlte ich). Zwei Billards lungerten groß und verlassen darin, in den Ecken hockten ein paar Spieltische, an deren einem zwei Hofräte oder Professoren Schach spielten. Und in der Ecke, knapp beim eisernen Ofen, dort, wo man zur Telephonzelle ging, stand ein kleiner viereckiger Tisch. Und da blitzte es mich plötzlich durch und durch. Ich wußte sofort, sofort, mit einem einzigen, heißen, beglückt erschütterten Ruck: mein Gott, das war ja Mendels Platz, Jakob Mendels, Buchmendels, und ich war nach zwanzig Jahren wieder in sein Hauptquartier, in das Café Glück in der obern Alferstraße, geraten. Jakob Mendel, wie hatte ich ihn vergessen können, so unbegreiflich lange, diesen sonderbarsten Menschen und sagenhaften Mann, dieses abseitige Weltwunder, berühmt an der Universität und einem engen ehrfürchtigen Kreis — wie ihn aus der Erinnerung verlieren, ihn, den Magier und Makler der Bücher, der hier täglich unentwegt saß vom Morgen bis Abend, ein Wahrzeichen des Wissens, Ruhm und Ehre des Café Glück!

Und nur diese eine Sekunde lang mußte ich den Blick nach innen wenden, hinter die Lider, und aufstieg schon aus dem bildnerisch erhellten Blut seine unverkennbare, plastische Gestalt. Ich sah ihn getreu so, wie er dort immer saß an dem viereckigen Tischchen mit der grauschmutzigen Marmorplatte, der allzeit mit Büchern und Schriften überhäuft. Wie er dort unentwegt und unerschütterlich saß, den bebrillten Blick unerweckbar starr auf ein Buch geheftet, wie er dort saß und im Lesen summend und brummend seinen Körper und die schlecht polierte fleckige Gläse vor und zurück schaukelte, eine Gewohnheit, mitgebracht aus dem Cheder, der jüdischen Kleinkinderschule des Ostens. Hier an diesem Tisch und nur an ihm las er seine Kataloge und Bücher, wie man ihn das Lesen in der Talmudschule gelehrt, leise singend und sich schwingend, eine schwarze schaukelnde Wiege. Denn wie ein Kind in Schlaf fällt und der Welt entsinkt durch dies rhythmisch hypnotische Auf und Nieder, so geht nach der Meinung jener Frommen auch der Geist leichter ein in die Gnade der Versenkung dank dieses Sichwiegens und Sichschwingens des müßigen Leibes. Und tatsächlich, dieser Jakob Mendel sah und hörte nichts von allem um ihn. Neben ihm lärmten und krackelten die Billardspieler, liefen die Markhöre, rasselte das Telephon, man scheuerte den Boden, man heizte den Ofen, er merkte nichts davon. Einmal war eine glühende Kohle aus dem Ofen gefallen, schon brenzelte und qualmte das Parkett zwei Schritt von ihm, da erst, am infernalischem Gestank, bemerkte ein Gast die Gefahr und stürzte zu, hastig das Qualmen zu löschen: er selbst aber, Jakob Mendel, nur zwei Zoll weit und schon angebeizt vom Rauch, er hatte nichts gemerkt. Denn er las wie andere beten, wie Spieler spielen und Trunkene betäubt ins Leere starren, er las mit einer so rührenden Versunkenheit, daß alles Lesen von anderen Menschen mir seither immer profan erschien. In diesem kleinen galizischen Büchertrödler Jakob Mendel hatte ich zum erstenmal als junger Mensch das große Geheimnis der restlosen Konzentration gesehen, das den Künstler macht wie den Gelehrten, den wahrhaft Weisen wie den vollkommen Irren, dieses tragische Glück und Unglück vollkommener Befessenheit.

Hingeführt zu ihm hatte mich ein älterer Kollege von der Universität. Ich forschte damals dem selbst heute noch wenig erkannten parazelsischen Arzt und Magnetiseur Mesmer nach, allerdings mit wenig Glück, denn die einschlägigen Werke erwiesen sich als unzulänglich und der Bibliothekar, den ich argloser Neuling um Auskunft gebeten, murrte mich unfreundlich an, Literaturnachweise seien meine Sache, nicht die seine. Damals nannte mir nun jener Kollege zum erstenmal seinen Namen. „Ich geh' mit dir zu Mendel“, versprach er mir, „der weiß alles und verschafft alles, der holt dir das entlegenste Buch aus dem vergessensten deutschen Antiquariat heran. Der tüchtigste Mann in Wien und überdies noch ein Original, ein vorweltlicher Bücher-Saurier aussterbender Rasse.“

So gingen wir zu zweit ins Café Glück und siehe, da saß Buchmendel, bebrillt, bartumgeschudert, schwarz angetan und wiegte sich lesend wie ein dunkler Busch im Wind. Wir traten heran, er merkte es nicht. Er saß nur und las und wiegte den Oberkörper pagodenhaft hin und zurück über den Tisch, den unordentlich mit Büchern und Katalogen überhäuft, und hinter ihm pendelte am Haken sein brüchiger schwarzer Paletot, gleichfalls breit angestopft mit Zeitschriften und Zettelwerk. Um uns anzukündigen, hustete mein Freund kräftig. Aber Mendel, die dicke Brille hart ans Buch gedrückt, merkte noch nichts. Endlich klopfte mein Freund an die Tischplatte, genau so laut und kräftig wie man an eine Tür pocht — da starrte Mendel endlich auf, schob die ungefüge stahlgeränderte Brille mechanisch rasch die Stirn empor und unter den weggestäubten, aschgrauen Brauen stachen zwei merkwürdige Augen uns entgegen, kleine, schwarze, wache Augen, flink, spitz und flippend wie eine Schlangenzunge. Mein Freund präsentierte mich und ich erläuterte mein Anliegen, wobei ich zuerst — diese List hatte mein Freund ausdrücklich anempfohlen — mich schein-zornig über den Bibliothekar beklagte, der mir keine Auskunft hatte geben wollen. Mendel lehnte sich zurück und spuckte sorgfältig aus. Dann lachte er nur kurz mit stark östlichem Jargon: „Nicht gewollt hat er? Nein — nicht gekonnt hat er! Ein Parth is er, ein geschlagener Esel mit graue Haar. Ich kenn' ihn, Gott sei's geklagt, schon zwanzig Jahr, aber gelernt hat er seitdem noch immer nix. Gehalt einstecken, dos is das einzige, was die können, Ziegelsteine sollten sie lieber schupfen, diese Herrn Doktors, statt bei die Bücher sitzen.“

Mit dieser kräftigen Herzentladung war das Eis gebrochen und eine gutmütige Handbewegung lud mich zum erstenmal an den viereckigen, mit Notizen überströmten Marmortisch, diesen mir noch unbekanntem Altar bibliophiler Offenbarungen. Ich erklärte rasch meine Wünsche: die zeitgenössischen Werke über Magnetismus sowie alle späteren Bücher und Polemiken für und gegen Mesmer; sobald ich fertig war, kniff Mendel eine Sekunde das linke Auge zusammen, genau wie ein Schütz vor dem Schuß. Aber wahrhaftig, nur eine Sekunde dauerte diese Geste konzentrierter Aufmerksamkeit, dann zählte er sofort, wie aus einem unsichtbaren Katalog lesend, zwei oder drei Duzend Bücher fließend auf, jedes mit Verlagort, Jahreszahl und ungefährem Preis. Ich war verblüfft. Obwohl vorbereitet, dies hatte ich nicht erwartet. Aber meine Verdutzttheit schien ihm wohlzutun, denn sofort spielte er auf der Klaviatur seines Gedächtnisses die wunderbarsten bibliophilen Paraphrasen meines Themas weiter. Ob ich auch über die Somnambulisten etwas wissen wollte und über die ersten Versuche mit Hypnose, und über Gafner, die Teufelsbeschwörungen und die Christian Science und die Blavatsky? Wieder prasselten die Namen, die Titel, die Beschreibungen; jetzt begriff ich erst, an ein wie einzigartiges Wunder an Gedächtnis ich bei Jakob Mendel geraten war, tatsächlich an ein Verikon, an einen Universal-katalog auf zwei Beinen. Ganz benommen starrte ich dieses bibliographische Phänomen an, eingespult in die unansehnliche, sogar etwas schmierige Hülle eines galizianischen kleinen Buchtrödlers, der, nachdem er mir etwa achtzig Namen heruntergerasselt, scheinbar achtilos, aber innerlich wohlgefällig über seinen ausgespielten Trumpf sich die Brille mit einem vormals vielleicht weiß gewesenem Taschentuch putzte. Um mein Staunen ein wenig zu bemänteln, fragte ich zaghaft, welche von diesen Büchern er mir allenfalls besorgen könne. „Nu, man wird ja sehen, was sich machen läßt“, brummte er. „Kommen Sie nur morgen wieder her, der Mendel wird Ihnen inzwischen schon etwas austreiben, und was sich nicht findet, wird sich anderswo finden. Wenn einer Sechel hat, hat er auch Glück.“ Ich dankte höflich und stolperte aus lauter Höflichkeit sofort in eine dicke Dummheit hinein, indem ich vorschlug, ihm meine gewünschten Buchtitel auf einem Zettel zu notieren. Im gleichen Augenblick spürte ich schon einen warnenden Ellbogenstoß meines Freundes. Aber zu spät! Schon hatte mir Mendel einen Blick zugeworfen — welcher einen Blick! — einen gleichzeitig triumphierenden und beleidigten, einen höhnischen und überlegenen, einen geradezu königlichen Blick, den Shakespeareschen Blick Macbeths, wie Macduff dem unbefiegbaren Helden zumutet, sich kampflös zu ergeben. Dann lachte er abermals kurz, der große Adamsapfel an seiner Kehle kollerte merkwürdig hin und her, anscheinend hatte er ein grobes Wort mühsam verschluckt. Und er wäre im Recht gewesen, mit jeder erdenklichen Grobheit, der gute, brave Buchmendel, denn nur ein Fremder, ein Ahnungsloser (ein „Amhorez“, wie er sagte) konnte eine derart beleidigende Zumutung stellen, ihm, Jakob Mendel, ihm, Jakob Mendel, einen Buchtitel aufzunotieren wie einem Buchhandlungslehrling oder Bibliotheksdienert, als ob dieses unvergleichliche, dieses diamantene Buchgehirn solch grober Hilfsmittel jemals bedürft hätte. Erst später begriff ich, wie sehr ich sein abseitiges Genie mit diesem höflichen Anbot gekränkt haben mußte, denn dieser kleine, zerdrückte, ganz in seinen Bart eingewickelte und überdies buckelige, galizische Jude, Jakob

16

Wien, Freitag

Neue Freie Presse

1. November 1920

Nr. 20000

Mendel, war ein Titan des Gedächtnisses. Hinter dieser kalkigen, schmutzigen, von grauem Moos überwucherten Stirn stand in der unsichtbaren Geisterchrift des Gedächtnisses jeder Name und Titel wie mit Stahlguß eingestanz, der je auf einem Titelblatt eines Buches gedruckt war. Er wußte von jedem Werk, dem gestern erschienenen wie von einem zweihundertjahralten, auf den ersten Hieb genau den Erscheinungsort, den Verfasser, den Preis, neu und antiquarisch, und erinnerte sich bei jedem Buch mit fehlerloser Vision zugleich an Einband und Illustrationen und Faksimilebeigaben, er sah jedes Werk, ob er es selbst in den Händen gehabt oder nur von fern in einer Auslage oder Bibliothek einmal erspäht hatte, mit der gleichen exakten optimistischen Deutlichkeit, wie der schaffende Künstler sein inneres und der anderen Welt noch unsichtbares Gebilde. Er erinnerte sich, wann etwa ein Buch im Katalog eines Regensburger Antiquariats um sechs Mark angeboten war, sofort, daß ebendasselbe in einem anderen Exemplar vor zwei Jahren in einer Wiener Auktion um vier Kronen zu haben gewesen war, und zugleich auch den Ersteher: nein, Jakob Mendel vergaß nie einen Titel, eine Zahl, er kannte jede Pflanze, jede Infusorie, jeden Stern in dem ewig schwingenden und ständig umgerüttelten Kosmos des Bücherveltalls. Er wußte in jedem Fach mehr als die Fachleute, er beherrschte die Bibliotheken besser als die Bibliothekare, er kannte die Lager der meisten Firmen auswendig besser als ihre Besitzer trotz ihrer Zettel und Kartotheken, indes ihm nichts zu Gebote stand als Magie des Erinnerns, als dies unvergleichliche, dies nur an hundert einzelnen Beispielen wahrhaft zu explizierende Gedächtnis. Freilich, dieses Gedächtnis hatte nur so dämonisch unfehlbar sich schulen und gestalten können durch das ewige Geheimnis jeder Vollendung: durch Konzentration. Außerhalb der Bücher wußte dieser merkwürdige Mensch nichts von der Welt, denn alle Phänomene des Daseins begannen für ihn erst wirklich zu werden, wenn sie in Lettern sich umgossen, wenn sie in einem Buche sich gesammelt und gleichsam sterilisiert hatten. Aber auch diese Bücher selbst las er nicht auf ihren Sinn, auf ihren geistigen und erzählerischen Gehalt: nur ihre Namen, ihren Preis, ihre Erscheinungsform, ihr erstes Titelblatt zogen seine Leidenschaft an. Unproduktiv und unschöpferisch im letzten, bloß ein hunderttausendstelliges Verzeichnis von Titeln und Namen, in die weiche Gehirnrinde eines Säugetieres eingestempelt, statt wie sonst in einen Buchkatalog geschrieben, war dies spezifisch antiquarische Gedächtnis Jakob Mendels jedoch in seiner einmaligen Vollendung als Phänomen nicht geringer als jenes Napoleons für Physiognomien, Mezzofantis für Sprachen, eines Lasker für Schachanfänge, eines Busoni für Musik. Eingesetzt in ein Seminar, an eine öffentliche Stelle, hätte dies Gehirn Tausende, Hunderttausende von Studenten und Gelehrte belehrt und erstaunt, fruchtbar für die Wissenschaften, ein unergleichlicher Gewinn für jene öffentlichen Schatzkammern, die wir Bibliotheken nennen. Aber diese obere Welt war ihm, dem kleinen, ungebildeten galizianischen Buchtrödler, der nicht viel mehr als seine Talmudschule bewältigt, für ewig verschlossen, so vermochten diese phantastischen Fähigkeiten sich nur als Geheimwissenschaft auszuwirken an jenem Marmortische des Café Gluck. Doch wenn einmal der große Psycholog kommt (dieses Werk fehlt noch immer unserer geistigen Welt), der so beharrlich und geduldig, wie Buffon die Abarten der Tiere ordnete und klassierte, seinerseits alle Spielarten, Spezies und Urformen der magischen Macht, die wir Gedächtnis nennen, vereinzelt schildert und in ihren Varianten darlegt, dann mußte er Jakob Mendels gedenken, dieses Genies der Preise und Titel, dieses namenlosen Meisters der antiquarischen Wissenschaft.

Dem Berufe nach und für die Unwissenden galt Jakob Mendel freilich nur als kleiner Buchhändler. Allsonntags erschienen in der „Neuen Freien Presse“ und im „Wiener Tagblatt“ dieselben stereotypen Anzeigen: „Kaufe alte Bücher, zahle beste Preise, komme sofort, Mendel, Obere Alferstraße“ und dann eine Telephonnummer, die in Wirklichkeit jene des Café Gluck war. Er stöberte Lager durch, schleppte mit einem alten kaiserbärtigen Dienstmann allwöchentlich neue Beute in sein Hauptquartier und von dort wieder weg, denn für einen rechten Buchhandel bekam er keine Konzession. So blieb es beim kleinen Schacher, bei einer wenig einträglichen Tätigkeit. Studenten verkauften ihm ihre Lehrbücher, durch seine Hände wanderten sie vom älteren Jahrgang immer wieder zum jüngeren, außerdem vermittelte und besorgte er jedes geuchte Werk mit geringem Zuschlag. Bei ihm war guter Rat billig. Aber das Geld hatte keinen Raum innerhalb seiner Welt, denn nie hatte man ihn anders gesehen als im gleichen abgeschabten Rock, früh, nachmittags und abends seine Milch trinkend und zwei Brote, mittags eine Kleinigkeit essend, die man ihm vom Gasthaus herüberholte. Er rauchte nicht, er spielte nicht, ja, man darf sagen, er lebte nicht, nur die beiden Augen lebten hinter der Brille und fütterten jenes rätselhafte Wesen Gehirn unablässig mit Worten, Titeln und Namen, und diese weiche fruchtbare Masse sog diese Fülle gierig in sich ein wie eine Wiese die tausend und abertausend Tropfen eines Regens. Die Menschen interessierten ihn nicht und von allen menschlichen Leidenschaften kannte er vielleicht nur die eine, freilich allmenschlichste der Eitelkeit. Wenn jemand zu ihm um eine Auskunft kam, an hundert anderen Stellen schon müdegesucht, und er konnte auf den ersten Hieb ihm Bescheid geben, dies allein wirkte auf ihn als Genugtuung, als Lust, und dies vielleicht noch, daß in Wien und auswärts ein paar Duzend Menschen lebten, die seine Kenntnisse ehrten und brauchten. In jeder dieser ungefügigen Millionenkonglomerate, die wir Stadt nennen, sind immer an einigen wenigen Punkten einige kleine Fazetten eingesprengt, die ein und dasselbe Weltall auf kleinwinziger Fläche spiegeln, unsichtbar für die meisten, kostbar bloß dem Kenner, dem Bruder in der Leidenschaft. Und diese Kenner der Bücher kannten alle Jakob Mendel. So wie man, wenn man über ein Musikblatt Rat holen wollte, zu Eusebius Mandyczewski in die Gesellschaft der Musikfreunde ging, der mit seinem grauen Käppchen freundlich inmitten seiner Noten und Noten saß und mit dem ersten aufschauenden Blick die schwierigsten Probleme lächelnd löste, so wie heute noch jeder, der über Alt-Wiener Theater und Kultur Aufschluß braucht, unfehlbar an den allwissenden Vater Glossy sich wendet, so und mit der gleichen vertrauenden Selbstverständlichkeit pilgerten die paar strenggläubigen Wiener Bibliophilen, sobald es eine besonders harte Nuß zu knacken gab, ins Café Gluck zu Jakob Mendel. Bei einer solchen Konsultation Mendel zuzusehen, bereitete mit jungem neugierigen Menschen eine

Wollust besonderer Art. Während er sonst, wenn man ihm ein milderes Buch vorlegte, den Deckel verächtlich zuklappte und nur murrte: „Zwei Kronen“, rückte er vor irgendeiner Rarität oder einem Unikum respektvoll zurück, legte ein Papierblatt unter, und man sah, daß er sich auf einmal seiner schmutzigen, tintigen, schwarznägelligen Finger schämte. Dann begann er zärtlich, vorsichtig, mit einer ungeheuren Hochachtung das Rarum anzublättern, Seite für Seite. Niemand konnte ihn in einer solchen Sekunde stören, so wenig, als einen wirklich Gläubigen im Gebet, und tatsächlich hatte dies Anschauen, Berühren, Beriechen und Abwägen, hatte jede dieser Einzelhandlungen etwas von dem Zeremoniell, von der kultisch geregelten Aufeinanderfolge eines religiösen Aktes. Der krumme Rücken schob sich hin und her, dabei murrte und knurrte er, kratzte sich im Haar, stieß merkwürdige vokalische Urlaute aus, ein gedehntes, fast erschrockenes „Ah“ und „Oh“ hingerissener Bewunderung und dann wieder ein rapid erschrecktes „Di“ oder „Diveh“, wenn eine Seite sich als fehlend oder ein Blatt vom Holzwurm zerfressen erwies. Schließlich wog er es respektvoll auf der Hand, beschnüffelte und beroch das ungefüge Quadrat mit halbgeschlossenen Augen, nicht minder ergriffen als ein sentimentalisches Mädchen eine Tuberose. Während dieser etwas umständlichen Prozedur mußte selbstredend der Besitzer seine Geduld zusammenhalten. Nach beendetem Examen aber gab Mendel bereitwillig, ja geradezu begeistert jede Auskunft, an die sich unfehlbar weitspurige Anekdoten und dramatische Preisberichte von ähnlichen Exemplaren angeschlossen. Er schien heller, jünger, lebendiger zu werden in solchen Sekunden, und nur eines konnte ihn maßlos erbittern, wenn etwa ein Neuling ihm für diese Schätzung Geld anbieten wollte. Dann wich er gekränkt zurück, wie etwa ein Galeriehofrat, dem ein durchreisender Amerikaner für seine Erklärung ein Trinkgeld in die Hand drücken will, denn ein kostbares Buch in der Hand haben zu dürfen, bedeutete für Mendel, was für einen anderen Begegnung mit einer Frau. Diese Augenblicke waren seine platonischen Liebesnächte. Nur das Buch, niemals Geld, hatte über ihn Macht. Vergebens versuchten darum große Sammler, darunter auch der Gründer der Universität in Princeton, ihn für ihre Bibliothek als Berater und Einkäufer zu gewinnen, Jakob Mendel lehnte ab; er war nicht anders zu denken als im Café Gluck. Vor dreiunddreißig Jahren, mit noch weichem, schwarzflaumigem Bart und geringelten Stirnlocken, war er, ein kleines, schiefes Jüngel, aus dem Osten nach Wien gekommen, um Rabbinat zu studieren, aber bald hatte er den harten Eingott Jehova verlassen, um sich der funkelnden und tausendfältigen Vielgötterei der Bücher zu ergeben. Damals hatte er zuerst ins Café Gluck gefunden und allmählich wurde es seine Werkstatt, sein Hauptquartier, sein Postamt, seine Welt. Wie ein Astronom einsam auf seiner Sternwarte durch den winzigen Rundspalt des Teleskops allnächtlich die Myriaden Sterne betrachtet, ihre geheimnisvollen Gänge, ihr wandelndes Durcheinander, ihr Verlöschen und Sichwiederentzünden, so blickte Jakob Mendel durch seine Brille von diesem vier-eckigen Tisch im Café Gluck in das andere Universum der Bücher, das gleichfalls ewig kreisende und sich umgebärende, in diese Welt über unserer Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Administration, Druckerei:
I, Schuberting, Fichtegasse Nr. 9—11.

Telephon-Nummern:

Redaktion U-18-5-95.
Administration U-17-0-35.
Inseratenabteilung U-17-4-41.

Geschäftsstelle für die Czechoslowakische
Republik:

Prag, XII., Orlička 4. Tel. Nr. 542-41.

Administration für die Slowakei:
M. Weiss, Bratislava, Fischertorgasse 2.

Strassenverkauf durch die Kolporteure
der Firma Goldschmiedt, I, Wollzeile 11.

Bezugsbedingungen im Innern des Blattes.

Neue

Freie Presse.

Morgenblatt.

Prels in Wien: 32 Groschen.

Inseraten-Annahme laut aufliegendem
Tarif in unseren Bureaux:

I, Schulerstrasse 1—3, Tel. R-21-3-80,
I, Fichtegasse 9—11, Tel. U-17-4-41.

„Kleiner Anzeiger“ und Chiffrebriefe-Abt.
I, Schulerstrasse 1—3, Tel. R-21-3-80,
und bei allen Inseraten-Bureaux des
In- und Auslandes.

Für die an Agenten, Austräger oder
Verschleisser bezahlten Beträge leisten
wir keine Garantie.

Nr. 23397

Wien, Samstag, den 2. November

1929.

Feuilleton.

Buchmendel.

Eine Erzählung von Stefan Zweig.

(Siehe Nr. 23396 der „Neuen Freien Presse“ vom 1. November.)

Selbstverständlich war er hochangesehen im Café Glück, dessen Ruhm sich für uns mehr an sein unsichtbares Katheder knüpfte als an die Patenschaft des hohen Musikers, des Schöpfers der „Alceste“ und der „Iphigenie“, Christian Gottfried Gluck. Er gehörte dort ebenso zum Inventar wie die alte Kirschholzkasse, wie die beiden arggeslickten Billards, der kupferne Kaffeekessel, und sein Tisch wurde gehütet wie ein Heiligtum. Denn seine zahlreichen Kundschaften und Auskundschafter wurden von dem Personal immer freundlich zu irgendeiner Bestellung gedrängt, so daß der größere Gewinnanteil seiner Wissenschaft eigentlich dem Oberkellner Deubler in die breite, hüftwärts getragene Ledertasche floß. Dafür genoß Buchmendel vielfache Privilegien. Das Telephon stand ihm frei, man hob ihm seine Briefe auf und besorgte alle Bestellungen, die alte, brave Toilettefrau bürstete ihm den Mantel, nähte Knöpfe an und trug ihm jede Woche ein kleines Bündel zur Wäsche. Ihm allein durfte aus dem nachbarlichen Gasthaus eine Mittagmahlzeit geholt werden und jeden Morgen kam der Herr Standhartner, der Besitzer in persona, an seinen Tisch

und begrüßte ihn (freilich meist, ohne daß Jakob Mendel, in seine Bücher vertieft, diesen Gruß merkte). Punkt halb acht Uhr morgens trat er ein und erst wenn man die Lichter ablöschte, verließ er das Lokal. Zu den anderen Gästen sprach er nie, er las keine Zeitung, bemerkte keine Veränderung, und als der Herr Standhartner ihn einmal höflich fragte, ob er bei dem elektrischen Licht nicht besser lese als früher bei dem fahlen, zuckenden Schein der Auerlamphen, starrte er verwundert zu den Glühbirnen auf: diese Veränderung war trotz des Lärms und Gehammers einer mehrtägigen Installation vollkommen an ihm vorbeigegangen. Nur durch die zwei runden Löcher der Brille, durch diese beiden blitzenden und saugenden Linsen, filterten sich die Milliarden schwarzen Infusorien der Lettern in sein Gehirn, alles andere Geschehen strömte als leerer Lärm an ihm vorbei. Eigentlich hatte er mehr als dreißig Jahre, also den ganzen wachen Teil seines Lebens, einzig hier an diesem viereckigen Tisch lesend, vergleichend, kalkulierend verbracht, in einem unablässig fortgesetzten, nur von Schlaf unterbrochenem Dauertraum.

Deshalb überkam mich eine Art Schrecken, als ich den orakelspendenden Marmortisch Jakob Mendels leer wie eine Grabplatte in diesem Raum dämmern sah. Jetzt erst, älter geworden, verstand ich, wieviel mit jedem solchen Menschen verschwindet, erstlich, weil alles Einmalige von Tag zu Tag kostbarer wird in unserer rettungslos einförmiger werdenden Welt. Und dann, der junge, unerfahrene Mensch in mir hatte aus einer tiefen Ahnung diesen Jakob Mendel sehr

2

Wien, Samstag

Neue Freie Presse

2. November 1929

Nr. 23897

lieb gehabt. In ihm war ich zum erstenmal dem großen Geheimnis nahegekommen, daß alles Besondere und Uebermächtige in unserem Dasein nur geleistet wird durch innere Zusammenfassung, durch eine erhabene und dem Wahnsinn heilig verwandte Monomanie. Daß ein reines Leben im Geist, die völlige Abstraktion in einer einzigen Idee, auch heute noch sich ereignen könne, eine Verjenkung nicht geringer als die eines indischen Jogh oder eines mittelalterlichen Mönchs in seiner Zelle, und zwar sich ereignen in einem elektrisch beleuchteten Café neben einer Telephonzelle, dieses Beispiel hatte ich junger Mensch viel mehr als von unseren mitlebenden Dichtern, von diesem vollkommen anonymen kleinen Buchtrödler einmal empfangen. Und doch, ich hatte ihn vergessen können — allerdings in den Jahren des Krieges und in einer der seinen ähnlichen Hingabe an das eigene Werk. Jetzt aber, vor diesem leeren Tische, fühlte ich eine Art Scham vor ihm und eine erneuerte Neugier zugleich.

Denn wo war er hin, was war mit ihm geschehen? Ich rief den Kellner und fragte, Mein, einen Herrn Mendel, bedaure, den kenne er nicht, ein Herr dieses Namens verkehre nicht im Café. Aber vielleicht wisse der Oberkellner Bescheid. Dieser schob seinen Spitzbauch schwerfällig heran, zögerte, dachte nach: Mein, auch ihm sei ein Herr Mendel nicht bekannt. Aber ob ich vielleicht den Herrn Mandl meine, den Herrn Mandl vom Kurzwarengeschäft in der Florianigasse? Ein bitterer Geschmack kam mir auf die Lippen, Geschmack von Vergänglichkeit: wozu lebt man, wenn der Wind hinter unserem Schuh schon die letzte Spur von uns wegträgt? Dreißig Jahre, vierzig vielleicht, hatte ein Mensch in diesen paar Quadratmetern Raum geatmet, gelesen, gedacht, gesprochen, und bloß drei Jahre, vier Jahre mußten hingehen, ein neuer Pharao kommen und man wußte nichts mehr von Josef, man wußte im Café Glück nichts mehr von Jakob Mendel, dem Buchmendel! Beinahe zornig fragte ich den Oberkellner, ob ich nicht Herrn Standhartner sprechen könne oder ob nicht sonst wer im Hause sei vom alten Personal? Oh, der Herr Standhartner, o mein Gott, der habe längst das Café verkauft, der sei gestorben, und der alte Oberkellner, der lebe jetzt auf seinem Gütel bei Krems. Mein, niemand sei mehr da . . . oder doch! Ja doch — die Frau Sporschil sei noch da, die Toilettefrau. Aber die könne gewiß sich nicht mehr an die einzelnen Gäste erinnern. Ich dachte gleich: einen Jakob Mendel vergißt man nicht, und ließ sie mir kommen.

Sie kam, die Frau Sporschil, weißhaarig, zerrauft, mit ein wenig wasserluchtigen Schritten, aus ihren hintergründigen Gemächern und rieb sich noch hastig die roten Hände mit einem Tuch: offenbar hatte sie gerade ihr trübes Geläß gefegt oder Fenster gepußt. An ihrer unsicheren Art merkte ich sofort, ihr war's unbehaglich, so plßzlich nach vorne unter die großen Glühbirnen in den noblen Teil des Cafés gerufen zu werden — das Volk in Wien mittelt ja überall sofort Detektiv und Polizei, wenn einer sie ausfragen will. So sah sie mich zunächst mißtrauisch an, mit einem Blick von unten herauf, einem sehr vorsichtig geduckten Blick. Was konnte ich Gutes von ihr wollen? Aber kaum ich nach Jakob Mendel fragte, sah sie mich mit vollen, geradezu strömenden Augen an, die Schultern fuhren ihr ruckhaft auf. „Mein Gott, der arme Herr Mendel, daß an den noch jemand denkt! Ja, der arme Herr Mendel!“ — fast weinte sie, so war sie gerührt, wie alte Leute es immer werden, kaum man sie an ihre Jugend, an irgendeine gute vergessene Gemeinsamkeit erinnert. Ich fragte, ob er noch lebe. „Oh, mein Gott, der arme Herr Mendel, fünf oder sechs Jahre, nein, sieben Jahre muß der schon tot sein. So ein lieber guter Mensch, und wenn ich denk', wie lang ich ihn gekannt hab', mehr als fünfundzwanzig Jahr, er war schon da, wie ich eintreten bin. Und eine Schand war's, wie man ihn hat sterben lassen.“ Sie wurde immer aufgeregter, fragte, ob ich ein Verwandter sei. Es hätte sich ja nie jemand um ihn gekümmert, nie jemand um ihn gefragt — und ob ich denn nicht wisse, was mit ihm passiert sei?

Nein, ich wußte nichts, versicherte ich, sie solle mir erzählen, alles erzählen. Die gute Person sah scheu und geniert und wischte immer wieder an ihren nassen Händen. Ich begriff, ihr war es peinlich als Toilettefrau mit ihrer schmutzigen Schürze und ihren zerstrubelten weißen Haaren hier mitten im Kaffeehausraum zu stehen, außerdem blickte sie immer ängstlich nach rechts und links, ob nicht einer der Kellner zühöre. So schlug ich ihr vor, wir sollten hinein in das Spielzimmer, an Mendels alten Platz: dort solle sie mir alles berichten. Gerührt nickte sie mir zu, dankbar, daß ich sie verstand, und ging voraus, die alte, schon ein wenig schwankende Frau, und ich hinter ihr. Die beiden Kellner staunten uns nach, sie spürten da einen Zusammenhang, und auch einige Gäste verwunderten sich über uns ungleiches Paar. Und drüben an jenem Tisch erzählte sie mir (manche Einzelheit ergänzte mir später anderer Bericht) von Jakob Mendels, von Buchmendels Untergang.

Ja also, er sei, so erzählte sie, auch nachher noch, wie der Krieg schon begonnen, immer noch gekommen, Tag um Tag, um halb 8 Uhr früh und genau so sei er gefessen und habe er den ganzen Tag studiert wie immer, ja, sie hätten alle das Gefühl gehabt und oft darüber geredet, ihm sei 's gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß Krieg sei. Ich wisse doch, in eine Zeitung habe er nie geschaut und nie mit wem andern gesprochen; aber auch wenn die Ausrufer ihren Mordslärm mit den Extrablättern machten und alle anderen zusammenliefen, nie sei er da aufgestanden oder hätte zugehört. Er habe auch gar nicht gemerkt, daß der Franz fehle, der Markör (der bei Gorlice gefallen sei), und nicht gewußt, daß sie den Sohn von Herrn Standhartner bei Przemysl gefangen hatten, und nie kein Wort habe er gesagt, wie das Brot immer miserabler geworden ist und man ihm statt der Milch das elende Feigenkaffeegeschlader hat geben müssen. Nur einmal habe er sich gewundert, daß jetzt so wenig Studenten kämen, das war alles. „Mein Gott, der arme Mensch, den hat doch nichts gefreut und gekümmert als seine Bücher.“

Aber dann eines Tages, da sei das Unglück geschehen. Um 11 Uhr vormittags am helllichten Tag sei ein Gendarm gekommen mit einem Geheimpolizisten, der hätte die Rosette gezeigt im Knopfloch und gefragt, ob hier ein Jakob Mendel verkehre. Dann wären sie gleich an den Tisch gegangen zum Mendel und der hätte ahnungslos nach geglaubt, sie wollten ihm Bücher verkaufen oder was fragen. Aber gleich hätten sie ihn aufgefordert, mitzukommen und ihn weggeführt. Eine rechte Schande sei es für das Kaffeehaus gewesen, alle Leute hätten sich herumgestellt um den armen Herrn Mendel, wie er dagestanden ist zwischen den beiden, die Brille unterm Haar, und hin- und hergeschaut hat von einem zum andern und nicht recht gewußt, was sie eigentlich von ihm wollten. Sie aber habe stante pede dem Gendarmen gesagt, das müsse ein Irrtum sein, ein Mann wie Herr Mendel könne keiner Fliege was tun, aber da habe der Geheimpolizist sie gleich angeschrien, sie solle sich nicht in Amtshandlungen einmischen. Und dann hätten sie ihn weggeführt und er sei lange nicht mehr gekommen, zwei Jahre lang. Noch heute wisse sie nicht recht, was die damals von ihm gewollte hätten: „Aber ich leiste ein Jurament“, sagte sie erregt, die alte Frau, „der Herr Mendel kann nichts Unrechtes getan haben. Die haben sich geirrt, da lege ich meine Hand ins Feuer. Es war ein Verbrechen an dem armen, unschuldigen Menschen, ein Verbrechen.“

Nr. 23397

Wien, Samstag

Neue Freie Presse

2. November 1929

3

Und sie hatte recht, die gute rührende Frau Sporschil, unser Freund Jakob Mendel hatte wahrhaftig nichts Unrechtes begangen, sondern nur (erst später erfuhr ich alle Einzelheiten) eine rasende, eine rührende, eine selbst in jenen irrwisigen Zeiten ganz unwahrscheinliche Dummheit, erklärbar nur aus der vollkommenen Versunkenheit, aus der Mondfernhheit seiner einmaligen Erscheinung. Folgendes hatte sich ereignet: auf dem militärischen Zensuramt, das verpflichtet war, jede Korrespondenz mit dem neutralen Ausland zu überwachen, war eines Tages eine Postkarte abgefangen worden, geschrieben und unterschrieben von einem gewissen Jakob Mendel, ordnungsmäßig nach dem Ausland frankiert, aber — unglaublicher Fall — in das feindliche Ausland gerichtet, eine Postkarte an Jean Labourdaire, Buchhändler, Paris, Quai de Grenelle adressiert, in der ein gewisser Jakob Mendel sich beschwerte, die letzten acht Nummern des monatlichen „Bulletin Bibliographique de la France“ trotz vorausbezahlten Jahresabonnements nicht erhalten zu haben. Der eingestellte untere Zensurbeamte, ein Gymnasialprofessor, in Privatneigung Romanist, dem man einen blauen Landsturmröck umgestülpt hatte, staunte, als ihm dieses Schriftstück in die Hände kam. Ein dummer Spaß, dachte er. Unter den zweitausend Briefen, die er allwöchentlich auf dubiose Mitteilungen und spionageverdächtige Wendungen durchstöberte und durchleuchtete, war ihm ein so absurdes Faktum noch nie unter die Finger gekommen, daß jemand aus Oesterreich einen Brief nach Frankreich ganz sorglos adressierte, also ganz gemächlich eine Karte in das kriegsführende Ausland so einfach in den Postkasten warf, als ob diese Grenzen seit 1914 nicht unzmährt wären mit Stachelbraut und an jedem von Gott geschaffenen Tag Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Rußland ihre männliche Einwohnerzahl gegenseitig um ein paar tausend Menschen kürzten. Zunächst legte er deshalb die Postkarte als Kuriosum in seine Schreibtischlade, ohne von dieser Absurdität weitere Meldung zu erstatten. Aber nach einigen Wochen kam abermals eine Karte desselben Jakob Mendel an einen Bookseller John Aldridge, London, Holborn Square, ob er nicht die letzten Nummern des „Antiquarian“ besorgen könnte, und abermals war sie unterfertigt von ebendemselben merkwürdigen Individuum Jakob Mendel, das mit rührender Naivität seine volle Adresse beschrieb. Nun wurde es dem in die Uniform eingenähten Gymnasialprofessor doch ein wenig eng unter dem Röck. Steckte am Ende irgendein rätselhafter, chiffrierter Sinn hinter diesem vertölpelten Spaß? Jedenfalls, er stand auf, klappte die Fächer zusammen und legte

dem Major die beiden Karten auf den Tisch. Der zog beide Schultern hoch! sonderbarer Fall! Zunächst avisierte er die Polizei, sie solle ausforschen, ob es diesen Jakob Mendel tatsächlich gäbe. Und eine Stunde später war Jakob Mendel bereits stellig gemacht und wurde, noch ganz taumelig von der Ueberraschung, vor den Major geführt. Der legte ihm die mysteriösen Postkarten vor, ob er sich als Absender bekenne. Erregt durch den strengen Ton und vor allem, weil man ihn bei der Lektüre eines wichtigen Katalogs aufgestört hatte, polterte Mendel beinahe grob, natürlich habe er diese Karten geschrieben. Man habe wohl noch das Recht, ein Abonnement für sein gezahltes Geld zu reklamieren. Der Major drehte sich im Sessel schief hinüber zu dem Leutnant am Nebentisch. Die beiden blinzelten sich einverständlich an: ein gebrannter Narr! Dann überlegte der Major, ob er den Einfaltspinsel nur scharf anbrummen und fortjagen sollte, oder den Fall ernst aufziehen. In solchen unschlüssigen Verlegenheiten entschließt man sich bei jedem Amt fast immer, zunächst ein Protokoll aufzunehmen. Ein Protokoll ist immer gut. Nützt es nichts, so schadet es nichts, und nur ein sinnloser Papierbogen mehr unter Millionen ist vollgeschrieben.

In diesem Falle aber schadete es leider einem armen, ahnungslosen Menschen, denn schon bei der dritten Frage kam etwas sehr Verhängnisvolles jutage. Man forderte zuerst seinen Namen: Jakob recte Jainkeff Mendel. Beruf: Hausierer (er besaß nämlich keine Buchhändlerlizenz, nur einen Hausierschein). Die dritte Frage wurde zur Katastrophe: der Geburtsort. Jakob Mendel nannte einen kleinen Ort bei Petrikau. Der Major zog die Brauen hoch. Petrikau, lag das nicht in Russisch-Polen, nahe der Grenze? Verdächtig! Sehr verdächtig! So inquireierte er nun strenger, wann er die österreichische Staatsbürgerschaft erworben habe. Mendels Brille starrte ihn dunkel und verwundert an: er verstand nicht recht. Zum Teufel, ob und wo er seine Papiere habe, seine Dokumente? Er habe keine anderen als den Hausierschein. Der Major schob die Stirnfalten immer höher. Also wie es mit seiner Staatsbürgerschaft stehe, solle er endlich einmal erklären. Was sein Vater gewesen sei, ob Oesterreicher oder Russe? Seelenruhig erwiderte Jakob Mendel: natürlich Russe. Und er selbst? Ach, er hätte, um nicht beim Militär dienen zu müssen, sich schon vor dreiunddreißig Jahren über die russische Grenze geschmuggelt, seither lebe er in Wien. Der Major wurde immer unruhiger. Wann er hier das österreichische Staatsbürgerrecht erworben habe? Wozu, fragte Mendel. Er habe sich um solche Sachen nie gekümmert. So wäre er also noch russischer Staatsbürger? Und Mendel,

den diese öde Fragerei innerlich längst langweilte, antwortete gleichgültig: „Eigentlich ja“.

Der Major warf sich so brüsk erschrocken zurück, daß der Seißel knackte. Das gab es also! In Wien, in der Hauptstadt Oesterreichs, ging mitten im Kriege, Ende 1915, nach Larnow und der großen Offensive, ein Russe unbehelligt spazieren, schrieb Briefe nach Frankreich und England und die Polizei kümmerte sich um nichts. Und da wundern sich die Dummköpfe in den Zeitungen, daß Conrad v. Hötzendorf nicht gleich nach Warschau vorwärtsgekommen ist, da staunen sie im Generalstab, wenn jede Truppenbewegung durch Spione nach Rußland weitergemeldet wird. Auch der Leutnant war aufgestanden und stellte sich an den Tisch: das Gespräch schaltete sich scharf zum Verhör. Warum er sich nicht sofort gemeldet habe als Ausländer? Mendel, noch immer arglos, antwortete in seinem singenden jüdischen Jargon: „Wozu hätt' ich mich melden sollen auf einmal?“ In dieser umgedrehten Frage erblickte der Major eine Herausforderung und fragte drohend, ob er nicht die Ankündigung gelesen habe? Nein! Ob er etwa auch keine Zeitungen lese? Nein!

Die beiden starrten den vor Unsicherheit schon leicht schwitzenden Jakob Mendel an, als sei der Mond mitten in ihr Bureauzimmer gefallen. Dann rasselte das Telephon, knackten die Schreibmaschinen, liefen die Ordonnanzen, und Jakob Mendel wurde dem Garnisonsgefängnis überantwortet, um mit dem nächsten Schub in ein Konzentrationslager abgeführt zu werden. Als man ihm bedeutete, den beiden Soldaten zu folgen, starrte er ungewiß. Er verstand nicht, was man von ihm wollte, aber eigentlich hatte er keinerlei Sorge. Was konnte der Mann mit dem goldenen Kragen und der groben Stimme schließlich Böses mit ihm vorhaben? In seiner obern Welt der Bücher gab es keinen Krieg, kein Nichtverstehen, sondern nur das ewige Wissen und Nachmehrwissenwollen von Zahlen und Worten, von Titeln und Namen. So trollte er gutmütig zwischen den beiden Soldaten die Treppe hinunter. Erst als man ihm auf der Polizei seine Bücher aus den Manteltaschen nahm und die Briefftasche abforderte, in der er hundert wichtige Zettel und Kundenadressen stecken hatte, da erst begann er wütend um sich zu schlagen. Man mußte ihn bändigen. Aber dabei klirrte leider seine Brille zu Boden, und dies, sein magisches Teleskop in der geistigen Welt, brach in tausend Stücke. Zwei Tage später expedierte man ihn im dünnen Sommerrock in ein Konzentrationslager russischer Zivilgefangener bei Komorn.

(Schluß folgt)



Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Buchmendei.

Eine Erzählung von Stefan Zweig.

(Siehe Nr. 23397 der „Neuen Freien Presse“ vom 2. November.)

Was Jakob Mendel in diesen zwei Jahren Konzentrationslager an seelischer Schrecknis erfahren, ohne Bücher, seine geliebten Bücher, ohne Geld, inmitten der gleichgültigen, groben, meist analphabetischen Gefährten dieses riesigen Menschenkotters, was er dort leidend erlebte, von seiner obern und einzigen Bücherwelt abgetrennt wie ein Adler mit zerschnittenen Schwingen von seinem ätherischen Element — hierüber fehlt jede Zeugenschaft. Aber allmählich weiß schon die von ihrer Tollheit ernüchterte Welt, daß von allen Grausamkeiten und verbrecherischen Uebergriffen dieses Krieges keine sinnloser, überflüssiger und darum moralisch unentschuldbarer gewesen, als das Zusammenfangen und Einhürden hinter Stacheldraht von ahnungslosen, längst dem Dienstatler erwachsenen Zivilpersonen, die viele Jahre in dem fremden Lande als einer Heimat gewohnt und aus Treugläubigkeit, aus idealem Vertrauen in ein selbst bei Tungenen und Araucariern geheiligt Gastrecht versäumt hatten, rechtzeitig zu fliehen — ein Verbrechen an der Zivilisation, gleich sinnlos begangen in Frankreich, Deutschland und England, auf jeder Scholle unseres irrwitzig gewordenen Europa. Und vielleicht wäre Jakob Mendel wie hundert andere Unschuldige in dieser Hürde dem Wahnsinn verfallen oder an Ruhr, an Entkräftung, an seelischer Zerrüttung erbärmlich zugrunde gegangen, hätte nicht knapp rechtzeitig ein Zufall, ein echt österreichischer, ihn noch einmal in seine Welt zurückgeholt. Es waren nämlich mehrmals nach seinem Verschwinden an seine Adresse Briefe von vornehmen Kunden gekommen: der Graf Schönberg, der ehemalige Statthalter von Steiermark, fanatischer Sammler heraldischer Werke; der frühere Dekan der theologischen Fakultät, Siegenfeld, der an einem Kommentar zu Augustinus arbeitete; der achtzigjährige pensionierte Flottenadmiral, Edler v. Bisek, der noch immer an seinen Erinnerungen herumbefferte: — sie alle, seine treuen Klienten, hatten wiederholt an Jakob Mendel ins Café Glück geschrieben, und von diesen Briefen wurden dem Verschollenen einige nachgeschickt in das Konzentrationslager. Dort fielen sie dem zufällig gutgesinnten Hauptmann in die Hände, der sehr erstaunte, was für vornehme Bekanntschaften dieser kleine, halbblinde, schmutzige Jude habe, der, seit man ihm seine Brille zerschlagen (er hatte kein Geld, sich eine neue zu verschaffen), wie ein Maulwurf, grau, augenlos und stumm in einer Ecke hockte. Wer solche Gönner besaß, mußte immerhin etwas Besonderes sein. So erlaubte er Mendel, diese Briefe zu beantworten und seine Gönner um Fürsprache zu bitten. Die blieb nicht aus. Mit der leidenschaftlichen Solidarität aller Sammler kurbelten die Erzellenz sowie der Dekan ihre Verbindungen kräftig an und ihre vereinte Bürgschaft erreichte, daß Buchmendel im Jahre 1917, nach mehr als zweijähriger Konfinierung, wieder nach Wien zurückdurfte, freilich unter der Bedingung, sich täglich bei der Polizei zu melden. Aber doch, er durfte wieder in die freie Welt, in seinen alten, kleinen, engen Mansardenraum, er durfte wieder an seinen geliebten Bücherauslagen vorbei und vor allem zurück in sein Café Glück.

Diese Rückkehr Mendels aus einer höllischen Unterwelt in das Café Glück konnte mir die brave Frau Sporschil aus eigener Erfahrung schildern. „Eines Tages — Jessas Marand, ich glaub, ich trau meine Augen nicht — da schiebt sich die Tür auf, Sie wissen ja, in der gewissen schiefen Art, nur grad einen Spalt weit, wie er immer hereingekommen ist und schon stolpert er ins Café, der arme Herr Mendel. Einen zerschundenen Militärmantel voller Stopfen hat er angehabt und irgendwas am Kopf, was vielleicht einmal ein Hut war, ein weggeworfener. Keinen Kragen hat er angehabt und wie der Tod hat er ausgeschaut, grau im Gesicht und grau das Haar und mager, daß er einen derbarmt hat. Aber er kommt herein, grad als ob nix gewesen wär', er fragt nix, er sagt nix, geht hin zu dem Tisch da, und zieht den Mantel aus, aber nicht wie früher so rasch und leicht, sondern schwer geatmet hat er dabei. Und kein Buch hat er mitgehabt wie sonst — er setzt sich nur hin und sagt nix und tut nur hinstarren vor sich mit ganz leere, ausgelaufene Augen. Erst nach und nach, wie wir ihm dann den ganzen Pack gebracht haben von den Schriften, die was für ihn kommen waren aus Deutschland, da hat er wieder angfangen zu lesen. Aber er war nicht derselbige mehr.“

Rein, er war nicht derselbe, nicht das miraculum mundi mehr, die magische Registratur aller Bücher: alle, die ihn damals sahen, haben mir wehmütig das gleiche berichtet. Jrgend etwas schien rettungslos zerstört in seinem sonst stillen, nur wie atmend lesenden Blick; etwas war zertrümmert: der grauenhafte Bluthomet mußte in seinem rasenden Lauf schmetternd hineingeschlagen haben auch in den abseitigen, friedlichen, in diesen balkanischen Stern seiner Bücherwelt. Seine Augen, jahrzehntelang gewöhnt an die zarten, lautlosen, insektenfüßigen Lettern der Schrift, sie mußten Furchtbares gesehen haben in jener stacheldrahtumspannten Menschenhürde, denn die Lider schatteten schwer über den einst so flinken und ironisch funkelnden Pupillen, schläfrig und rottrandig dämmerten die vordem so wachen Augen unter der reparierten, mit dünnem Bindfaden mühsam

zusammengebundenen Brille. Und furchtbarer noch: in dem phantastischen Kunstbau seines Gedächtnisses mußte irgendein Pfeiler eingestürzt und das ganze Gefüge in Unordnung geraten sein, denn so zart ist ja unser Gehirn, dies aus subtilster Substanz gestaltete Schaltwerk, dies feinmechanische Präzisionsinstrument unseres Wissens zusammengestimmt, daß ein gestautes Ueberchen, ein erschütterter Herd, eine ermüdete Zelle, daß ein solches verschobenes Molekül schon zureicht, um die herrlich umfassendste, die sphärische Harmonie eines Geistes zum Verstummen zu bringen. Und in Mendels Gedächtnis, dieser einzigen Klaviatur des Wissens, stockten seit seiner Rückkehr die Tasten. Wenn ab und zu jemand um Auskunft kam, starrte er ihn erschöpft an und verstand nicht mehr genau, er verhörte sich und vergaß, was man ihm sagte — Mendel war nicht mehr Mendel, sowie die Welt nicht mehr die Welt. Nicht mehr wiegte ihn völlige Versunkenheit beim Lesen auf und nieder, sondern meist saß er starr, die Brille bloß mechanisch gegen das Buch gewandt, ohne daß man wußte, ob es las oder nur vor sich hindämmerte. Mehrmals fiel ihm, so erzählte die Sporschil, der Kopf schwer nieder in das Buch und er schlief ein am helllichten Tag, manchmal starrte er wieder stundenlang in das fremde, stinkende Licht der Äthyllenlampe, die man ihm in jener Zeit der Kohlennot auf den Tisch gestellt. Nein, Mendel war nicht mehr Mendel, nicht mehr ein Wunder der Welt, sondern ein müd atmender, nutzloser Back Bart und Kleider, sinnlos auf dem einst pythischen Sessel hingelastet, nicht mehr der Ruhm des Cafés Glück, sondern eine Schande, ein Schmierfleck, übelriechend, widrig anzusehen, ein unbequemer, unnötiger Schmaroher.

So empfand ihn auch der neue Besitzer namens Florian Gurtner aus Mez, der, an Mehl- und Butterschiebungen im Hungerjahr 1919 reich geworden, dem biedern Standhartner für achtzigtausend rasch zerblätternde Papierkronen das Café Glück abgeschwagt hatte. Er griff mit seinen festen Bauernhänden scharf zu, krepelte das altehrwürdige Kaffeehaus hastig auf nobel um, kaufte für schlechte Zettel rechtzeitig neue Fauteuils, installierte ein Marmorportal und verhandelte bereits wegen des Nachbarlokals, um eine Musikbühne anzubauen. Bei dieser hastigen Verschönerung störte ihn natürlich sehr dieser dickfellige Schmaroher, der tagsüber von früh bis nachts allein einen Tisch besetzt hielt und dabei im ganzen nur zwei Schalen Kaffee trank und fünf Brote verzehrte. Zwar hatte Standhartner ihm seinen alten Gast besonders ans Herz gelegt und zu erklären versucht, was für ein bedeutender und wichtiger Mann dieser Jakob Mendel sei, er hatte ihn sozusagen bei der Uebergabe mit dem Inventar als ein auf dem Unternehmen lastendes Servitut übergeben. Aber Florian Gurtner hatte sich mit den neuen Möbeln und der schönen Aluminiumzahlkasse auch das massive Gewissen der Verdiennerzeit zugelegt und wartete nur auf einen Vorwand, um diesen letzten lästigen Rest vorstädtischer Schabigheit aus seinem vornehm gewordenen Lokal herauszukehren. Ein guter Anlaß schien sich bald einzustellen, denn es ging Jakob Mendel schlecht. Seine letzten gesparten Banknoten waren zerpulvert in der Papiermühle der Inflation, seine Kunden hatten sich verlaufen. Und wieder als kleiner Buchtrödler Treppen zu steigen, Bücher hausierend zusammenzuraffen, dazu fehlte dem Müdgewordenen die Kraft. Es ging ihm elend, man merkte es an hundert kleinen Zeichen. Selten ließ er sich mehr vom Gasthaus etwas herüberholen und auch das kleine Entgelt für Kaffee und Brot blieb er immer länger schuldig, einmal sogar drei Wochen lang. Schon damals wollte ihn der Oberkellner auf die Straße setzen. Da erbarmte sich die brave Frau Sporschil, die Toilettefrau, und bürgte für ihn.

Aber im nächsten Monat ereignete sich dann das Unglück. Bereits mehrmals hatte der neue Oberkellner bemerkt, daß es bei der Abrechnung nie recht mit dem Gebäck stimmen wollte. Immer mehr Brote erwiesen sich fehlend als angesagt und bezahlt waren. Sein Verdacht lenkte sich selbstverständlich gleich auf Mendel, denn mehrmals war schon der alte wacklige Dienstmann gekommen, um sich zu beschweren, Mendel sei ihm seit einem halben Jahr die Bezahlung schuldig und er könne keinen Heller herauskriegen. So paßte der Oberkellner jetzt besonders auf, und schon zwei Tage später gelang es ihm, hinter dem Ofenschirm versteckt, Jakob Mendel zu ertappen, wie er heimlich von seinem Tische aufstand, in das andere vordere Zimmer hinüberging, rasch aus dem Brotkorb zwei Semmeln nahm und sie in sich hineinstopfte. Bei der Abrechnung behauptete er, keine gegessen zu haben. Nun war das Verschwinden geklärt. Der Kellner meldete sofort den Vorfall Herrn Gurtner und dieser, froh des langgesuchten Vorwandes, schrieb Mendel vor allen Leuten an, beschuldigte ihn des Diebstahls und tat sogar noch dick, daß er nicht sofort die Polizei rufe. Aber er befahl ihm, sofort und für immer sich zum Teufel zu scheren. Jakob Mendel zitterte nur, sagte nichts, stolperte auf von seinem Sitz und ging.

„Ein Jammer war's“, schilderte die Frau Sporschil diesen seltenen Abschied. „Nie werd' ich's vergessen, wie er aufstand, die Brille hinaufgeschoben in die Stirn, weiß wie ein Handtuch. Nicht Zeit hat er sich genommen, den Mantel anzuziehen, obwohl's Januar war, Sie wissen ja, damals im kalten Jahr. Und sein Buch hat er liegen lassen auf dem

Tisch in seinem Schreck, ich hab' es erst später bemerkt, und wollt's ihm noch nachtragen. Aber da war er schon hingestolpert zur Tür. Und weiter auf die Straßen hätt' ich mich nicht traut, denn an die Tür hat sich Herr Gurtner gestellt und ihm nachgeschrien, daß die Leute stehen blieben und zusammengelaufen sind. Ja, eine Schand' war's, geschämt hab' ich mich bis in die unterste Seele! So was hätt' nicht passieren können bei dem alten Herrn Standhartner, daß man einen ausjagt nur wegen paar Semmeln, bei dem hätt' er umsonst essen können noch sein Leben lang. Aber die Leute von heut', die haben ja kein Herz. Einen wegzutreiben, der über dreißig Jahre wo gegessen ist, Tag für Tag — wirklich, eine Schand' war's und ich möcht's nicht zu verantworten haben vor dem lieben Gott — ich nicht."

Ganz aufgeregt war sie geworden, die gute alte Frau, und mit der leidenschaftlichen Geschwätzigkeit der Greise wiederholte sie das immer wieder von der Schand' und vom Herrn Standhartner, der so was nicht imstande gewesen wäre. So mußte ich sie schließlich mahnen, was denn aus unserem Mendel geworden wäre, und ob sie ihn wieder gesehen. Da besann sie sich und wurde noch erregter. „Jeden Tag, wenn ich vorübergegangen bin an seinem Tisch, jedesmal, das können's mir glauben, hat's mir einen Stoß geben. Immer hab' ich denken müssen, wo mag er jetzt sein, der arme Herr Mendel, und wenn ich gewußt hätte, wo er wohnt, ich wär' zu ihm hin, etwas Warmes zu bringen, denn wo hätt' er denn das Geld hernehmen sollen zum Heizen und zum Essen? Und Verwandte hat er auf der Welt, soviel ich weiß, niemanden gehabt. Aber schließlich, wie ich immer und immer nir' gehört hab', da hab' ich mir schon denkt, es muß vorbei mit ihm sein, und ich würd' ihn nimmer sehen, und schon hab' ich überlegt, ob ich nicht sollt' eine Messe für ihn lesen lassen, denn ein guter Mensch war er, und man hat sich doch gekannt, mehr als fünf- undzwanzig Jahr."

Aber einmal in der Früh, um halb acht Uhr, im Februar, ich pug' grad' das Messing an die Fensterstangen, auf einmal (ich mein', mich trifft der Schlag), auf einmal tut sich die Tür auf und hereinkommt der Mendel. Sie wissen ja, immer is er so schief und verwirrt hereingeschoben, aber diesmal war's noch irgendwie anders. Ich merk' gleich, den reißt 's hin und her, ganz glanzige Augen hat er gehabt und, mein Gott, wie er ausg'seh'n hat, nur Bein und Bart! Sofort kommt's mir entriß vor, wie ich ihn so seh', ich denk mir gleich, der weiß von nichts, der geht am helllichten Tag als ein Schlafeter, der hat alles vergessen, das von damals und die Semmeln und das vom Herrn Gurtner und daß sie ihn hinausgejagt haben, der weiß nichts von sich selber. Gott sei dank, der Herr Gurtner war noch nicht da und der Herr Oberkellner hat grad seinen Kaffee trinken. Da spring' ich rasch hin zu ihm, um ihm zu erklären, er soll nicht dableiben, sich nicht noch einmal hinauswerfen lassen von dem rohen Kerl (und dabei sah sie sich scheu um und korrigierte rasch) — ich mein', vom Herrn Gurtner. Also „Herr Mendel!“ ruf' ich ihn an. Er starrt auf. Und da in dem Augenblick, mein Gott, schrecklich war das, in dem Augenblick muß er sich an alles erinnert haben, denn er fährt sofort zusamm und fängt an zu zittern, aber nicht bloß mit die Finger zittert er, nein, als ein Ganzer hat er gescheppt, daß man's bis an die Schultern gekannt hat, und schon stolpert er wieder rasch auf die Tür zu. Dort ist er dann zusamm'gefallen. Wir haben gleich um die Rettungsgesellschaft telephonierte, und die hat ihn weggeführt, fiebrig, wie er war. Am Abend ist er gestorben, Lungenentzündung, hochgradige, hat der Doktor gesagt, und auch, daß er schon damals nichts mehr rechts gewußt von sich, wie er noch einmal zu uns kommen ist. Es hat ihn halt hergetrieben als einen Schlafeten. Mein Gott, wenn man sechs- unddreißig Jahr einmal wo gegessen ist jeden Tag, dann ist eben so ein Tisch einem sein Zuhause."

Wir sprachen noch lange von ihm, die beiden letzten, die diesen sonderbaren Menschen gekannt, ich, dem er als jungem Menschen trotz seiner mikrobenhaft kleinen Existenz die erste Ahnung eines vollkommen umschlossenen Lebens im Geiste gegeben, — sie, die arme, abgeschundene Toilettefrau, die nie ein Buch gelesen, die diesem Kameraden ihrer untern armen Welt nur verbunden war, weil sie ihm durch fünf- undzwanzig Jahre den Mantel gebürstet und die Knöpfe angenäht. Und doch, wir verstanden einander wunderbar gut an seinem alten verlassenen Tisch, in der Gemeinschaft seines heraufbeschworenen Schattens, denn Erinnerung verbindet und zwiefach jede Erinnerung in Liebe. Plötzlich, mitten im Schwachen besann sie sich: „Jesus, wie ich vergessig bin — das Buch hab' ich ja noch, das er damals am Tisch liegen lassen hat. Wo hätt' ich's ihm hintragen sollen? Und nachher, wie sich niemand gemeldet hat, nachher hab' ich g'meint, ich dürft's mir behalten als Andenken. Nicht wahr, das ist doch nicht Unrecht's dabei?“ Hastig brachte sie es heran aus ihrem rückwärtigen Verschlag. Und ich hatte Mühe, ein kleines Lächeln zu unterdrücken, denn gerade dem Erschütternden mengt das immer spielfreudige und manchmal ironische Schicksal das Komische gern boshaft zu. Es war der zweite Band von Hayns „Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa“, das jedem Buchsammler wohlbekannte Kompendium galanter Literatur. Gerade dies skaböse Ver-

54

Wien, Sonntag

Neue Freie Presse

3. November 1929

44723598

zeichniss — habent sua fata libelli — war als letztes Vermächtniss des hingegangenen Magiers zurückgefallen in diese abgemürbte, rot aufgesprungte, unwissende Hand, die wohl nie ein anderes als das Gebetbuch gehalten. Ich hatte Mühe, meine Lippen festzubeißen gegen das von innen drängende Lächeln, und dies kleine Högern verwirrte die brave Frau. Ob's am Ende was Kostbares wär', oder ob ich meinte, daß sie's behalten dürft'.

Ich schüttelte ihr herzlich die Hand. „Behalten Sie's nur ruhig. Unser alter Freund Mendel hätte nur Freude, daß wenigstens einer von den Tausenden, die ihm ein Buch danken, sich noch seiner erinnert.“ Und dann ging ich und schämte mich vor dieser braven, alten Frau. Denn sie, die Unbelehrte, hatte ein Buch von ihm bewahrt, um seiner besser zu gedenken, ich aber, durch tieferen Zusammenhang ihm verpflichtet, ich hatte Buchmendels jahrelang vergessen, ich, der ich wissen sollte, daß man Bücher nur schafft, um über den eigenen Atem hinaus sich Menschen zu verbinden und uns so zu-verteidigen gegen den unerbittlichen Widerpart alles Lebens: Vergänglichkeit und Vergessensein.
